

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #16 mai 2019

- **Vater unser auf Erden**
- **Menhir – wo die Zeit stillsteht**
- **Reif wie gärrige Marmelade**
- **In der guten Stube der rauen Seeleute**
- **Im Gespräch mit Markus Müller**
- **SUB-Seiten: Wir streiken!**



Freiheit erkunden

Erfahre, was der Liberalismus Dir und der Gesellschaft zu bieten hat

Aktuelle Bücher der Edition Liberales Institut jetzt bestellen

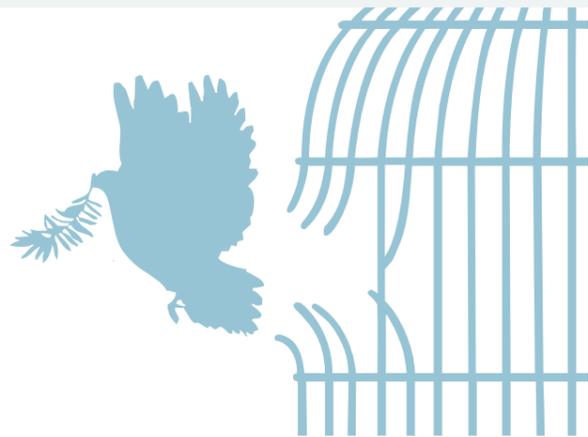


Spannende und neuartige Einsichten zu den brennenden Themen von heute, vermittelt von führenden Experten in zugänglichen Sammelbänden. Studierende bestellen jetzt sämtliche Bücher der Edition Liberales Institut kostenlos auf www.libinst.ch.

Für Studierende kostenlos



Das 1979 gegründete Liberale Institut verfolgt als gemeinnützige Stiftung das Ziel der Erforschung freiheitlicher Ideen. Es untersucht die Schweizer Tradition und Kultur der individuellen Freiheit, des Friedens, der Offenheit und der politischen Vielfalt. Auch setzt es sich für die Weiterentwicklung der liberalen Geistesstradition ein. Im Mittelpunkt steht dabei die Privatautonomie auf der Basis von Eigentum, Vertragsfreiheit und einer dezentralen Ordnung. Weitere Informationen unter: www.libinst.ch



Editorial #16

Liebe Freund*innen spätgotischer Teppichknüpfkunst

Es sind zweifelsfrei turbulente Zeiten, in denen wir leben. Darum vermag es uns nicht zu verwundern, stellte sich der Präsident einer deutschen Kleinpartei kürzlich die Frage: «Womit beschäftigen wir uns in dieser Weltlage?». Diese Frage haben auch wir von der *bärner studizytig* uns in aller Seriosität gestellt. Was dabei rausgekommen ist, haltet ihr in den Händen: Ein Heft gefüllt mit den drängendsten Themen unserer Zeit. Und keine Angst, Herr Lindner, Spargeln sind keines davon. Dafür gehen wir der Frage nach, wie viel Urlaub die hiesigen Väter benötigen, um aus den patriarchalen Rollenbildern auszubrechen und welche Rahmenbedingungen es braucht, damit alle Arbeit und Kinderhüten unter einen Hut bringen. Von ganz anderen Hütern erzählt das Portrait des Menhir, der Wirkstätte für das Alte Wissen. Dort wird jede Bücherabteilung speziell von einer Person behütet. Auf der Hut ist auch unsere Gastautorin: Auf der Hut vor ungleicher Bezahlung für gleiche Arbeit und vor männerdominierten Geschichtsbüchern. Deshalb will sie streiken. Erfreulicherweise für uns kehrte in den vergangenen Wochen ein lange verschollenes Redaktionsmitglied zurück. Mit dem Ton des Nebelhorns (Huuut! Huuuuut!) legte er in Rotterdam an. Wie es ihm auf dem grossen Teich erging und weshalb er einen Herzinfarkt simulierte, schildert er in seinem Logbuch. Weiter in dieser Ausgabe: Welchen Platz hat der Pfaffenhut in einem säkularen Staat? Und sollte sich der Staat vor religiöser Neutralität hüten? Diese oder zumindest ähnliche Fragen stellte sich der Professor für öffentliches Recht, Markus Müller, und schrieb ein Buch darüber. Die *bärner studizytig* hat sich in behüteter Umgebung mit ihm zum Gespräch getroffen.

In diesem Sinne: Friede dem Hüten, Krieg den Hüten!

Eure Redaktion

vonangno	4
– Vater unser auf Erden	
gschnögget	9
– Menhir – wo die Zeit stillsteht	
guet gmetzget	14
– Reif wie gärige Marmelade	
wäuegang	16
– In der guten Stube der rauen Seeleute	
plöderlet	22
... mit Markus Müller	
wärweistä	28
grümschelichschtä	19
sub-seiten	30
– Wir streiken!	
– «Hier sind mehr Frauen*, verdammt!»	

— schauspiel —

DER ELEFANT VON MURTEN

Uraufführung
UWE LÜTZEN
Bis 26. Juni 2019, Stadttheater

Regie **Jonathan Loosli, Mathis Künzler**

FÜR 15,- CHF INS THEATER*

VOR ORT

*Mehr Infos unter www.konzerttheaterbern.ch (Service – Ermässigungen)

KONZERT THEATER BERN

Titelbild: yannic schmezer

Vater unser auf Erden

Das schweizerische Parlament diskutiert über die Väter der Zukunft. In der Debatte um vier Wochen gesetzlich verankerten Vaterschaftsurlaub geht es aber um viel mehr: Darum, wie wir Gesellschaften verändern können.

«Heutzutage ist auch nicht alles besser», hat mir meine Grossmutter vor Kurzem mit ernster Miene erklärt. «Früher», fuhr sie fort, «mussten die Frauen nicht arbeiten gehen, da der Ehemann genug verdiente. Und dementsprechend hat sie ihm auch noch Respekt entgegengebracht.»

Diese Aussage kam von einer Frau, die schon Hosen trug, als Röcke noch die Norm waren, und, als sie mit fünfzig an einem Porzellanmalkurs in den USA teilnehmen wollte, zu meinem Grossvater gesagt hat: «Entweder du kommst mit oder ich gehe alleine.» Nichtsdestotrotz waren die Aufgaben zwischen den beiden immer klar verteilt. Er brachte das Geld nach Hause, sie schaute zu den Kindern. Er kümmerte sich um den Garten, sie um den Haushalt. Er füllte die Steuererklärungen aus, sie packte die Ferienkoffer. Aber die Zeiten haben sich geändert – zumindest auf den ersten Blick. Frauen wollen vermehrt Karriere machen, Männer sich gleichwertig um Haus und Kinder kümmern – was die Gesellschaft auch von ihnen erwartet. Tatsächlich sind aber Hausarbeit und Karrierechancen immer noch sehr ungleich verteilt. Mütter arbeiten öfters Teilzeit und erledigen einen Grossteil des Haushalts, während ein Vater auf dem Spielplatz immer noch eher die Ausnahme als die Regel ist.

Die Schweiz – eine familienpolitische Insel

Daran will die 2016 eingereichte Initiative «Vaterschaftsurlaub jetzt!» etwas ändern. Sie fordert vier Wochen

bezahlten Vaterschaftsurlaub, der flexibel im ersten Lebensjahr des Kindes bezogen werden kann. Finanziert werden soll der Urlaub über die Erwerbsersatzordnung, analog zu Mutterschaftsurlaub und Militärdienst. Bisher waren gesetzlich nur die üblichen ein bis zwei freien Tage vorgeschrieben, die Arbeitnehmer in aussergewöhnlichen Situationen beziehen können. Mütter können sich während 14 Wochen beurlauben lassen. Im europäischen Vergleich steht die Schweiz damit ziemlich alleine da. Fast alle Länder haben längere Mutterschaftsurlaube, oft auch Elternzeit, die von beiden Elternteilen bezogen werden kann – meist mit einem für den Vater reservierten Zeitraum. So können beispielsweise in Deutschland Eltern bis zu 36 Monaten Elternzeit beziehen. Übers Elterngeld finanziert werden davon allerdings nur 12 Monate, 14 Monate wenn

beide beziehen. Zwei Monate sind dabei ausschliesslich für den Vater vorgesehen – nimmt er sie nicht, verfallen sie.

Mit der Initiative soll der familienpolitische Rückstand zumindest verringert werden. Ziel der Initiant*innen ist es, der Familie einen guten Start zu ermöglichen, die Männer stärker einzubinden und damit auch traditionelle Rollenmuster aufzubrechen. Die vier Wochen Vaterschaftsurlaub sollen den Männern ermöglichen, väterliche Kompetenzen aufzubauen, Teilzeitmodelle kennenzulernen und die Bindung zu ihren Kindern zu stärken. Nicht zuletzt sollen vor allem auch die Mütter unterstützt werden, sowohl zu Hause als auch bei ihrem beruflichen Wiedereinstieg. «Die Gesellschaft hat sich gewandelt, die Gesetze nicht», erklärt Adrian Wüthrich von Travail Suisse, einer der Trägerorganisationen der Initiative, «Des-

Bigaran sähe einen vierwöchigen Vaterschaftsurlaub als angemessen an. Schliesslich sei die Geburt eines Kindes das wichtigste Ereignis in einer Familie. Selber hatte er nur eine Woche Urlaub.



halb braucht es den Vaterschaftsurlaub, der hier Abhilfe schafft und dieser gesellschaftlichen Veränderung auch begegnen kann.»

Keine Einheitslösung?

Die Ziele hält sie für richtig, den vorgeschlagenen Weg dazu nicht. Daniella Lützel Schwab vom Schweizerischen Arbeitsgeberverband gehört zu den Gegner*innen der Initiative. «Wir sind nicht gegen einen Vaterschaftsurlaub an sich,

«Die Gesellschaft hat sich gewandelt, die Gesetze nicht.»

sondern gegen eine gesetzliche Einheitslösung», stellt sie von Anfang an klar. Die Betriebe sollen anbieten können, was den Bedürfnissen ihrer Mitarbeitenden und ihren eigenen Möglichkeiten entspricht. So ergäbe es in manchen Betrieben mehr Sinn, einen Care-Urlaub für die Pflege Angehöriger anzubieten. Und in anderen würden eben intern geregelte Vaterschaftsurlaube angeboten, wie es heute schon in vielen Betrieben der Fall ist. Tatsächlich geben viele Unternehmen eine Arbeitswoche frei, Städte wie Bern und Genf gar 20 Tage. Einige grosse internationale Firmen sind sehr grosszügig: So führt Novartis ab dem 1. Juli dieses Jahres 18 Wochen bezahlte Elternzeit ein. Es sei eine Illusion, erklärt Lützel Schwab, dass ein lokaler Coiffeursalon mit einem Konzernriesen wie Novartis in Sachen Anstellungsverhältnisse mithalten könne – für KMUs sind Kosten und Organisation der Auszeit schwerer zu handhaben als für grosse Unternehmen. Und die Mehrheit der Schweizer Betriebe ist nun einmal näher am Coiffeursalon als an der Novartis.

«Das stimmt. Aber wenn es um Militärdiensttage geht, kann die Wirtschaft ja auch auf die Männer verzichten – weshalb dann nicht, wenn es um die Familie geht?», gibt Wüthrich zurück. Die Initiant*innen halten die Sorge der Opposition für übertrieben. Durch die flexible Gestaltung des Urlaubs würden wohl die

wenigsten vier Wochen am Stück beziehen. Stattdessen sei auch eine Aufteilung möglich. So könnte der Vater zum Beispiel eine Woche nach der Geburt freinehmen und danach während fünfzehn Wochen sein Arbeitspensum auf 80 Prozent reduzieren. Zudem könne nicht davon ausgegangen werden, dass alle Väter ihren Urlaub auch tatsächlich beziehen. Hier gilt das Prinzip «Take-it-or-Lose-it», da der Urlaub nicht auf die Mutter des Kindes übertragen werden kann. Damit soll verhindert werden, dass aus dem Vaterschaftsurlaub eine noch stärkere Ungleichverteilung der Betreuungsarbeit und Berufsaussichten entsteht. Stattdessen soll die Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit der Frauen gefördert werden. Ein Aspekt, der gerade dem allseits beklagten Fachkräftemangel entgegenwirken könnte.

Eine Frage des Geldes

Tatsächlich ist es unwahrscheinlich, dass alle Väter ihren Urlaub beanspruchen werden. Auch in Deutschland hat es ein ganzes Jahrzehnt gedauert, bis sich der Vaterschaftsurlaub in der breiten Bevölkerung etabliert hat. Soziale Normen,

Es wäre eine Illusion zu glauben, dass ein lokaler Coiffeursalon mit einem Konzernriesen wie Novartis in Sachen Anstellungsverhältnisse mithalten kann.

Erwartungen der Arbeitgeber*innen und der Gesellschaft sind wichtige Faktoren, die die Inanspruchnahme beeinflussen. Nicht zuletzt zeigt der internationale Vergleich, dass die Höhe des Erwerbsersatzes eine massgebliche Rolle spielt – je höher, desto mehr Väter beziehen ihren Urlaub. Wird die Initiative angenommen, würden während vier Wochen 80% des Lohnes ausbezahlt. Daran stören sich die Gegner*innen – „Die Finanzierung durch Dritte sollte doch nicht die Voraussetzung dafür sein, dass Vaterschaftsurlaub bezogen wird. Möchte sich ein Vater wirklich mehr um die Familie kümmern, sollte er dafür auch bereit sein, die modernen, fle-

xiblen Arbeitsmodelle zu nutzen, die die Arbeitgeber anbieten“, so Lützel Schwab. Für sie ist die Erwerbsersatzordnung sowieso nicht das richtige Gefäss für die Finanzierung der Initiative, die pro Jahr 420 Millionen Franken kosten soll. Das wären je 0,055 Lohnprozente für Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Zwar seien diese Kosten marginal im Vergleich mit den jährlichen Lohnerhöhungen oder auch den AHV-Beiträgen, kommen aber zusammen mit anderen Teuerungen wie der AHV-Reform.

Es sei zudem nicht die Aufgabe der Arbeitgeber*innen, die Männer zu erziehen, findet Lützel Schwab und stellt infrage, ob Männer überhaupt erzogen werden können. Wickeln die Männer mehr, putzen sie öfters mit vier Wochen Vaterschaftsurlaub? Reichen vier Wochen, um tiefsitzende Rollenmuster und die Arbeitsteilung, kurzum, eine Gesellschaft zu verändern? Lützel Schwab sieht andere Lösungen für die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Teilzeitmodelle, bessere und günstigere externe Kinderbetreuungsangebote sowie steuerliche Anpassungen. Doch auch hier stellt sich die Frage: Reicht das?

Vier Wochen reichen nicht

Die Eidgenössische Kommission für Familienfragen (EKFF) beschäftigt sich schon lange mit diesen Fragen. 2017 führte sie eine Literaturanalyse verschiedener Studien zur Elternzeit in OECD-Ländern durch. Die Analyse zeigt klar auf, dass eine sinnvoll strukturierte Elternzeit auf verschiedenste Bereiche, wie familiäre Beziehungen, die Kindsentwicklung, die Lebenszufriedenheit wie auch die Erwerbsarbeit der Frauen förderlich wirkt. Die EKFF kommt aber auch zum Schluss, dass vier Wochen Vaterschaftsurlaub das Mindestmass sind, um eine Stärkung der Vater-Kind-Bindung und des familiären



Engagements zu erreichen. Darunter können keine positiven Effekte verzeichnet werden. Zu Auswirkungen auf die Gleichstellung äussert sie sich noch kritischer: Diese könnten frühestens ab acht Wochen Vaterschaftsurlaub festgestellt werden – wenn überhaupt. Die Ergebnisse der Studien gehen da auseinander. Für eine egalitäre Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung werden also vier Wochen sicher nicht ausreichen. Studien zur Langzeitwirkung liegen noch nicht vor. Die Kommission stellt jedoch fest, dass eine Einbettung des Vaterschaftsurlaubs in eine breite Politik der Gleichstellung und der Vereinbarkeit von Beruf und Familie essentiell ist, um Veränderungen zu bewirken.

Die Kritik von Lützelschwab scheint also durchaus berechtigt zu sein, die EKFF zieht aber eine andere Schlussfolgerung. Betriebsinterne Lösungen auf freiwilliger Basis, wie sie der Arbeitgeberverband wünscht, würden gemäss der EKFF nicht ausreichen, da die wenigsten Betriebe einen Vaterschaftsurlaub anbieten, der über zwei Wochen hinausgeht. Auch die alternativ vorgeschlagenen Massnahmen wie z.B. Teilzeitmodelle seien wichtig, aber nicht genug. Europäische Vergleiche zeigen: In Ländern, die ein stark ausgebautes Kinderbetreuungsangebot aber keine Elternzeit haben, findet genauso wenig ein

gesellschaftlicher Wandel statt wie in Ländern, die eine lange Elternzeit als einzige Massnahme anbieten. Offenbar brauche es beides.

Parlamentsdebatte über Kompromisse

Geht es um die Initiative, ist die EKFF geteilter Meinung. Einerseits nennen sie die vier Wochen einen wichtigen Schritt, andererseits sehen sie langfristig nur einen Elternurlaub als angemessen an. Die EKFF setzt sich für eine 24-wöchige bezahlte Elternzeit zusätzlich zum Mutterschaftsurlaub ein, die flexibel bis zur Einschulung des Kindes bezogen werden kann. Davon sollen acht Wochen ausschliesslich für den Vater reserviert sein.

Die Initiant*innen sind sich der Grenzen ihres Modells und dem Potential nach oben durchaus bewusst. «Die Initiative ist ein Kompromiss», meint Wüthrich und stimmt der EKFF zu, «sie ist

ein Schritt in die richtige Richtung.» Eine Elternzeit sei momentan politisch nicht durchsetzbar. Warten bis die Gesellschaft und vor allem die Politik so weit sind, wollen die Initiant*innen aber nicht. Denn Familienpolitik hat es nicht leicht in der Schweiz: Bis der 1945 aufgegebene Verfassungsauftrag eines bezahlten Mutterschaftsurlaubs in der Schweiz umgesetzt wurde, dauerte es 60 Jahre – so lange soll der gesetzliche Vaterschaftsurlaub nicht auf sich warten lassen. Zurzeit wird im Parlament über die Initiative und den Gegenvorschlag der Sozialkommission des Ständerats diskutiert. Letztere fordert zwei Wochen Vaterschaftsurlaub, beziehbar in den ersten sechs Lebensmonaten des Kindes. Kostet nur halb so viel, ist aber zu wenig, finden die Initiant*innen. Tatsächlich stellt sich gerade im Angesicht der Erkenntnisse der EKFF die Frage, ob man es bei zwei Wochen nicht gerade so gut auch lassen kann.

Es geht um die Frage: Ändern sich Gesellschaften aufgrund neuer Gesetze, oder Gesetze aufgrund neuer Gesellschaftsordnungen?

vonanggno

Ein neues Vaterunser – aber wie?

«Vater ist man sein Leben lang», schliesst Lützelschwab das Gespräch – idealerweise setze er sich auch das ganze Leben lang für seine Kinder ein. Eine Aussage, der wohl keine der Parteien widersprechen würde. Wie ein solches Engagement aber erreicht werden kann, daran scheiden sich die Geister, auch in der Bevölkerung. Kritisch zeigen sich vor allem Kleinunternehmer*innen und ältere Semester, während ein Grossteil der Schweizer*innen, besonders der jungen Generation, mit dem Anliegen der Initiative sympathisiert. Während die einen argumentieren, dass sich eine Gesellschaft aufgrund neuer Regelungen nicht verändert, behaupten die andern, dass ein Wandel bereits stattfindet, aber noch keine gesetzlichen Entsprechungen gefunden hat. Und es sind nicht nur die Jungen, die den Wandel predigen, meint Wüthrich: «Es gibt Grossväter, die mir sagen: Weisst du, ich habe so viel Zeit mit den Kindern verpasst, weil ich zu viel gearbeitet



Gregory hofft, dass in Anbetracht des Rückstandes der Schweiz immerhin sein Sohn von einem Vaterschaftsurlaub profitieren wird.

habe.» Auch mein Grossvater hat viel gearbeitet. Aber er ist auch ein guter Vater. Und heute ist er es, der kocht und meine Grossmutter, die mit Porzellankursen auch nach der Pensionierung noch Geld verdient. So

sind Geschlechterrollen und Arbeitsteilung nie statisch, sondern verändern sich dauernd. Aber nicht ohne uns. Wir sind es, die entscheiden, wie Veränderung aussehen soll und auf welchem Weg wir sie erreichen wollen. **text: janine schneider, fabio peter; bilder: janine schneider, fabio peter**

Kayhan findet, ein längerer Mutterschaftsurlaub habe Priorität vor einem Vaterschaftsurlaub. Seine Frau musste jeweils unbezahlten Urlaub nehmen, um sich genug lange um die Kinder kümmern zu können.



Reichen vier Wochen Vaterschaftsurlaub aus, um eine Gesellschaft zu verändern?



Kurt Gfeller
Vizedirektor des Schweizerischen
Gewerbeverbandes sgV

Sozialpartnerschaft statt Gesetze

«Nach geltendem Recht haben erwerbstätige Väter bei der Geburt eines Kindes Anspruch auf einen einzigen bezahlten arbeitsfreien Tag. Die Praxis sieht anders aus. Praktisch alle Gesamtarbeitsverträge und viele individuelle Arbeitsverträge sehen deutlich grosszügigere Vaterschaftsurlaube vor, in Einzelfällen bis zu vierzehn Wochen. Das zeigt, dass sozialpartnerschaftliche Lösungen in der Schweiz gut funktionieren und für die Arbeitnehmenden vielfach besser sind als gesetzliche Vorgaben. An diesem Ansatz gilt es festzuhalten, auch bei der Frage des Vaterschaftsurlaubs. Ein Staat, der alles und jedes regelt, untergräbt die Sozialpartnerschaft und treibt die Gewerkschaften in die Bedeutungslosigkeit.»



Adrian Wüthrich, Nationalrat (SP/BE)
Präsident Travail.Suisse und Präsident Verein
«Vaterschaftsurlaub jetzt!»

Vaterschaftsurlaub: Notwendig, zeitgemäss, bezahlbar

«Nach der Geburt von Jero und Lino gewährte mir mein damaliger Arbeitgeber 10 Tage Vaterschaftsurlaub. Ich hatte Zeit das neue Familienmitglied kennenzulernen und war auch anwesend als die Hebamme Ratschläge zum Wickeln und zur Nabelpflege gab. Ich konnte ab Beginn gleichberechtigt Verantwortung für unser Kind übernehmen und war viel mehr am Geschehen beteiligt. Mir ging es so wie vielen heutigen Vätern:



Claudia M. Roebbers
Leiterin Abteilung Entwicklungspsychologie
Universität Bern

«Es besteht kein Zweifel daran, dass Väter für die Entwicklung ihrer Kinder genauso wichtig sind wie die Mütter. Eltern nehmen in der Regel komplementäre Rolle ein, aber beide sind primäre Bindungspersonen und haben damit einen nachhaltigen Einfluss auf die Entwicklung. Bindungspersonen beeinflussen die kognitive genauso wie die sozial-emotionale Entwicklung – bis ins Erwachsenenleben der Kinder hinein. Ein vierwöchiger Vaterschaftsurlaub ist ein Anfang – nicht mehr aber auch nicht weniger. In den ersten Lebenswochen könnten Väter im Vaterschaftsurlaub eine erste Bindung zum Kind aufbauen, eventuelle Unsicherheiten im Umgang mit einem Neugeborenen ablegen, und ihr Kind kennen lernen. Und vielleicht auch den Wunsch beim Vater hervorrufen, langfristig an der Familienarbeit und der Entwicklung des Kindes teilzuhaben.»

Wir wollen präsent Väter sein, bei der Kinderbetreuung einen aktiven Part spielen und nicht Statisten sein. Das erwarten die Mütter richtigerweise auch. Schliesslich verändert sich unsere Gesellschaft, die Frauen machen die Mehrheit der Studierenden an Schweizer Universitäten aus. Der Vaterschaftsurlaub ist ein kleines, aber wichtiges Puzzle-Teil für die Gleichstellung zwischen Frau und Mann.»

Kommentar

«Einen von allen Arbeitnehmern und Arbeitgebern subventionierten, staatlich verordneten Zwangsurlaub», sieht Fredy Greuter vom Schweizerischen Arbeitgeberverband in der Initiative für einen Vaterschaftsurlaub. Selten lässt mich ein Satz zunächst an Gulags denken, um erst dann angenehme Erinnerungen an meine letzten Ferien hervorzurufen. Also frage ich mich: Was genau soll ein staatlich verordneter Zwangsurlaub sein? Laut meinem Verständnis entspricht Urlaub der Zeit, über die ich frei verfügen kann. Zwang verbinde ich damit, dass jemand mir sagt, wie und wo ich meine Zeit zu verbringen habe. Dementsprechend stellt mich der Begriff «Zwangsurlaub» vor eine grössere konzeptuelle Herausforderung. Aber darum geht es den Wirtschaftsverbänden gar nicht. Die Worte «staatlich verordneter Zwang» lösen bei den meisten Menschen zum Recht Abwehrreaktionen hervor, weshalb sie beliebig auf jede sozialpolitische Vorlage anwendbar sind: «Staatlich verordneter Zwang, nicht 13 Stunden am Tag arbeiten zu müssen?» «Fürchterlich!» «Staatlich verordneter Zwang, sich mindestens vier Wochen im Jahr erholen zu müssen?» «Wie anmassend!» Und jetzt auch noch das: «Ein staatlich verordneter Zwang, mehr Zeit mit der Familie verbringen zu dürfen?» Wenn das so weitergeht, würde die Schweiz ja noch ihren Reichtum in das Wohlergehen ihrer Bürger*innen investieren. Ein abwegiger Gedanke. Schliesslich werden die Wirtschaftsverbände nicht müde zu betonen, dass sie nicht gegen einen Vaterschaftsurlaub an sich sind, sondern nur gegen die Initiative. Wieder einmal werden wir mit einem apolitischen Abstimmungskampf beglückt, in dem sich anscheinend alle einig sind. Wie also bekämpfen die Wirtschaftsverbände etwas, zu dem sie zumindest ein Lippenbekenntnis abgegeben haben? Ganz einfach und ganz gewohnt: Indem sie den ökonomischen Kollaps der Schweiz heraufbeschwören. In Anbetracht der moderaten Forderung der Initiative scheint diese Angstmacherei aber nicht zu verfangen. Und sowieso: Von allen Zwängen, die uns der Staat auferlegt, ist der Zwangsurlaub dann doch mit Abstand der angenehmste. **fpe**

Menhir – wo die Zeit stillsteht

Seit über dreissig Jahren gibt es ihn, den Menhir, immer irgendwo rund um Zytglogge und Kramgasse, momentan in seiner vierten Verkörperung. Immer wieder hat er sich verändert und blieb dabei seiner Eigenart treu: schwer in Worte zu fassen, etwas mysteriös und auf alle Fälle einzigartig. Besuche an einem Ort, an dem die Zeit stillsteht.

Unscheinbar und doch augenfällig hängt ein Schild in den Berner Lauben, am bestem Geschäftsstandort in der Kramgasse, direkt hinter der Leuchtanzeige vom Burger-Restaurant «The Beef»: «Menhir: Wirkstätte für das Alte Wissen», steht da in verspielten Lettern auf goldenem Untergrund. Wer dem Schild folgt – aus Neugierde, wie wir, oder mit mehr oder minder klaren Zielen, wie viele andere, trifft auf einen mit zusätzlichen Aufschriften versehenen und durch hohe, golden bemalte Haselruten gezierten Eingang, der den Weg freimacht in eine Art Kellergeschoss. Nicht eines der schmucken Gewölbegeschosse wie mensch sie kennt von der Kramgasse, sondern einfach ein weiss getünchtes, fensterloses Kellerzimmer mit kaltem Marmorboden. Einige Holzschmel sind da kreisförmig arrangiert, Kissen und Decken stapeln sich in der einen und Plüschtiere in einer anderen Ecke. An der Wand hängt eine halb befestigte, halb lose herunterhängende Schweizer Flagge und der hintere Teil des Raumes ist mit gemusterten Stoffbahnen abgetrennt. Provisorisch wirkende Kartonschachteln voller loser Papierdokumente stehen in der Raummitte und lassen ein grosses, unglaublich alt aussehendes Buch, das da aufgeschlagen und von Kerzen, kleinen Steinen und anderen wundersamen Utensilien umgeben am Boden liegt, umso sorgfältiger drapiert erscheinen. Weitere Steine, Bücher, Kerzen, Schneckenhäuser und Mistelzweige finden sich daneben, an der

Wand lehnen gerahmte Schwarzweiss-Fotografien, schwer zu sagen, ob ausgestellt oder provisorisch deponiert.

Der Menhir, wie ich ihn von einem früheren Besuch in Erinnerung habe – eine überwältigende Sammlung von Büchern in einem mächtigen alten Gewölbekeller, zwei Türen weiter an der Kramgasse 72 – scheint also umgezogen und ziemlich geschrumpft zu sein. Angereist um eben erwähnte Büchersammlung anzutreffen, sind wir umso neugieriger zu erfahren, was es mit diesem Ort auf sich hat.

Ich erinnere mich, bei meinem früheren Besuch im Gewölbekeller auf die Frage, was das hier sei, die Antwort «das versuchen wir selbst seit dreissig Jahren herauszufinden» erhalten zu haben.

Wir haben Glück und treffen auf Dirk, den ich als «Bibliothekar» der alten Büchersammlung wiedererkenne. Freundlich werden wir begrüsst von dem hageren, grossgewachsenen Mann mit langem grauen Haar und wallenden Gewändern, der in ein Gespräch vertieft auf einem der Holzschmel gesessen hatte. Seine Gesprächspartnerin stellt sich als

Barbara vor. Es wird uns frischer Olong-Tee aus verzierten Schälchen angeboten. Als ich frage, wo denn all die Bücher seien, mit denen ich den Menhir in Zusammenhang gebracht hatte, antwortet Dirk, sie seien alle hier, wenn auch vielleicht nicht auf den ersten Blick sichtbar. Ich erinnere mich, bei meinem früheren Besuch im Gewölbekeller auf die Frage, was das hier sei, die Antwort «das versuchen wir selbst seit dreissig Jahren herauszufinden» erhalten zu haben; und als wir uns schliesslich in einer längeren Diskussion darüber verlie-

ren, ob es denn überhaupt möglich und, falls möglich, wünschenswert sei, in Worte zu fassen, was denn dieser Menhir, diese Wirkstätte für das Alte Wissen überhaupt ist, wird uns schnell bewusst, dass für dieses Vorhaben mehr als nur ein Besuch vonnöten ist. Also kommen wir wieder, treffen verschiedenste Menschen, zufällig oder verabredet, und führen Gespräche, meist



Der Gewölbekeller, in dem der Menhir in seiner 3. Verkörperung existierte.

stundenlang und intensiv, bis sich uns allmählich ein Bild auftut, was der Menhir tatsächlich alles war und ist: Buchhandlung und -antiquariat, Netzwerk, dezentralisierte Bibliothek, Raum für Begegnungen und Austausch, Herausforderung an die Konsumgesellschaft, Forschungsstätte, Leidenschaft und Lebenswerk.

Von der Buchhandlung zur Wirkstätte

Die Anfänge des Menhir gehen, so erzählt uns Dirk, auf den April 1988 zurück. Am Zibelegässli 16, in einem Raum, der möglicherweise einmal Michael Bakunin als Wohnung gedient haben soll, eröffnete er ein Geschäft mit dem Namen «Menhir: Buchantiquariat und Buchhandlung». Während fünf Jahren wurden dort sowohl lieferbare als auch vergriffene Bücher angeschafft, ausgestellt und verkauft. Deren Inhalte drehten sich je länger je mehr um das «Alte Wissen» – um zu verstehen, was das umfasst, brauchen wir noch einige zusätzliche Tassen Tee. Vorerst hören wir nur Fragmente aus Gesprächen heraus; so fallen etwa Begriffe wie Geomantie, Magie, Theosophie und

Symbolik, aber auch Kulturgeschichte, Philosophie oder Anarchismus. Es folgte ein Umzug in die Kramgasse. Der Bücherbestand wuchs stetig und der Platz wurde knapp. Schliesslich wurde durch eine glückliche Fügung der geräumige Gewölbekeller an der Kramgasse 72 frei, wo sich der Menhir zu günstigen Konditionen einmieten konnte und fortan während 15

Seit 15 Jahren existiert der Menhir in seiner dritten Verkörperung.

Jahren in «seiner dritten Verkörperung» existierte. Es war auch jener Gewölbekeller, in dem sich die Buchhandlung allmählich zur Wirkstätte für das Alte Wissen transformierte, in der Bücher weder zu kaufen noch auszuleihen, sondern an Ort zu konsultieren, zu kopieren oder allenfalls zu «hüten» sind. Lange schon sei das Bewusstsein dagewesen, dass der Ver-

kauf von Büchern nur in den allerwenigsten Fällen dazu führte, dass diese von den Käufer*innen auch tatsächlich gelesen wurden. Es sei ein unter Buchhändler*innen allgemein bekanntes Phänomen, dass Menschen Bücher kaufen würden, nur um sie dann in ein Regal zu stellen und nie mehr anzufassen. Ausserdem habe die immer grösser werdende Sammlung von Büchern, die sich entlang der Wände des Gewölbekellers stapelten, die Menschen überfordert. Da ihnen das Geld fehlte, alles zu kaufen, das sie interessierte, fühlten sie sich von der Auswahl an höchst spezifischer Literatur erschlagen und gingen entweder mit leeren Händen, im Glauben, das Falsche gekauft zu haben oder «heilsam verwirrt». Allmählich wuchs also die Überzeugung, so Dirk, dass die Tage des Menhir in Form einer (mehr oder minder) konventionellen Buchhandlung gezählt seien. Zusammen mit seinen engen Mitarbeitenden beschloss er, den Schritt ins Ungewisse zu wagen und fortan »ohne Geld« zu funktionieren. Wie das genau funktionieren sollte, wusste niemand – klar war nur, dass im Menhir von nun an keine Bücher mehr gegen Entgelt zu erwerben waren. Das Wort

gschnöggel

Die Bücher sind weder zu kaufen noch auszuleihen, sondern an Ort zu konsultieren, zu kopieren oder allenfalls zu «hüten».

«Buchhandlung» auf dem Ladenschild wurde mit roter Farbe durchgestrichen, und bald folgte die Umbenennung in Wirkstätte für das Alte Wissen. Wer sich hier für ein Thema interessiert, wird eine einzigartige Sammlung an Literatur dazu finden, die allen zu jeder Zeit zur Verfügung steht.

Seit über zwölf Jahren wurde im Menhir kein Buch mehr verkauft. Einzige Einnahmequelle ist seither eine goldene Schale, die von jenen mit einem Beitrag aus Geld, Naturalien oder anderen Dingen gespeist werden kann, die den Menhir eine gute Sache finden, solange sie es nicht als Gegenleistung für ein Buch – oder sonst irgendetwas – tun. Es seien ganz wenige Menschen, die seither den Menhir aus Interesse an seinem Weiterbestehen mit kleineren oder grösseren finanziellen Beiträgen unterstützt hätten.

Wie schafft man schliesslich neue Bücher an, wenn nicht durch Kauf? Zum einen durch Tausch, klärt uns Dirk auf. Mit Antiquariaten liessen sich seltene Bücher aus den Beständen von doppelten Exemplaren sehr gut gegen andere begehrte Bände eintauschen. Weniger rare Exemplare seien dem Menhir durch sein über die Jahre gewachsenes Netzwerk auch oft geschenkt worden. Schliesslich reiste Dirk eines Tages mit einer etwas kühnen Idee an die Frankfurter Buchmesse: Er bot grossen Verlagen an, ihre Neuheiten im Menhir auszustellen, wenn ihm dafür kostenlos Ansichtsexemplare zur Verfügung gestellt würden. Zu seinem grossen Erstaunen willigten die meisten ein.

Ein eigentliches Konzept, eine Sicherheit, das Projekt weiterführen zu können, habe aber nie bestanden. Seit seinen Anfängen hänge der Menhir an einem seidenen Faden. Ein kreativer Umgang mit Unsicherheit und Not sei ein nicht wegzudenkender Bestandteil des ganzen Projekts. So machte denn auch kürzlich der Kapitalismus vor diesem nichtmonetären Gegenentwurf nicht ganz Halt: Das Haus an der Kramgasse 72 soll renoviert werden und die Miete des Gewölbekellers wird sich infolgedessen wohl etwa verdreifachen. Also war es an der Zeit für den Menhir,

sich noch einmal neu zu verkörpern: Der Gewölbekeller wurde geleert, Tausende von Büchern umgeräumt und zusammen mit Teekrügen, Holzschemeln, goldenen Ruten und gerahmten Fotografien in das viel kleinere, unspektakulärere und entsprechend günstigere Kellergeschoss Nr. 74 transferiert. Hier ist der Menhir also seit einigen Wochen, mittwochs von neun bis neun und ansonsten auf gut Glück oder jederzeit nach Vereinbarung geöffnet.

«bibliotheca mythica»

Aus der Not entstanden ist auch die sogenannte «bibliotheca mythica», von der wir draussen auf der Kramgasse erfahren, in warme Wolldecken gehüllt, einmal mehr bei einer Tasse Tee und den letzten Sonnenstrahlen eines milden Spätwintertages. Zu unserer Gesprächsrunde gehört diesmal auch Katharina, eine ältere Frau mit schneeweissen Haaren und glasklaren blauen Augen, ihrerseits seit einigen Jahren eng verbunden mit dem Menhir. Aufmerksam und interessiert stellt sie uns Fragen und lässt uns sogleich ihre Adresse notieren, als neue *bsz*-Abonnentin, weil sie doch in Zukunft wissen wolle, was die Berner Studierenden so bewege. Wir sprechen über die Verkaufstaktiken von Coop und

Seit seinen Anfängen hänge der Menhir an einem seidenen Faden.

Denner und über die Wolldeckenproduktion anarchistischer Kommunen. Nur mit Mühe besinnen wir uns des Hauptgrundes unseres Besuchs: der Frage nach der «bibliotheca mythica». Nun, auch der Umzug in den Gewölbekeller habe nicht ausgereicht, erfahren wir schliesslich: Der Menhir umfasste irgendwann schlicht zu viele Bücher, um sie an einem Ort zu lagern. Also kam die Idee auf, Bücherbestände auszulagern und auf alle zu verteilen, die Interesse da-

ran hatten, eine Abteilung des Menhir zu hüten. Suchen nun Menschen im Menhir nach einem ausgelagerten Buch, so werden sie in Verbindung gesetzt mit den jeweiligen Hüter*innen und können, sofern für sie in erreichbarer Distanz, an das Buch gelangen, werden dabei auf massenweise weitere Literatur desselben Themenkreises stossen und höchst wahrscheinlich in den Hüter*innen jemanden mit ähnlichen Interessen kennenlernen. So entstand nach und nach die «bibliotheca mythica», eine Art dezentrale Bibliothek, die heute nebst dem im Menhir selbst gelagerten Kernbestand von rund 50'000 Büchern eine Sammlung von etwa 500'000 Büchern umfasst.

Unser Gespräch wird unterbrochen von einer Passantin, einer schönen jungen Frau in japanisch anmutendem Blumenkimono, die Dirk vertraut die Hand schüttelt und sich uns als Milena vorstellt. Milena ist Tänzerin, Feuerkünstlerin und – welch schöner Zufall – Hüterin der «Abteilung Magie». Offenherzig erzählt sie uns, wie es dazu kam: Sie suchte ein Buch des französischen Okkultisten Eliphas Lévi. Im Menhir wurde sie fündig – und mit Übergabe des einen Buches wurde ihr eröffnet, dass die ganze Abteilung Magie zum Hüten zu vergeben sei. Etwas verwirrt, aber neugierig, fuhr sie also tags darauf mit dem Auto ins Emmental auf einen abgelegenen Bauernhof, um eine ganze Sammlung an Büchern abzuholen, deren Hüterin sie seither ist. Später kamen dann noch die Abteilungen Theosophie und Altägypten hinzu. Als Hüterin habe sie sehr inspirierende Begegnungen erlebt, erzählt sie weiter. Sie komme dadurch mit Menschen in Kontakt, die sich für ähnliche Themen interessieren würden wie sie selbst, die sie unter anderen Umständen jedoch nie angetroffen hätte.

So und ähnlich ging es offenbar vielen Menschen, die sich auf irgendeine Weise für einen Themenbereich des Menhirs interessierten. Da ist beispielsweise die «Abteilung Rebellen», ein Anhang der Abteilung Philosophie mit einer beachtlichen Sammlung anarchistischer Literatur, die von einem Reitschul-Security gehütet wird. Oder da ist Sybilla, beruflich Betreuerin in der Flüchtlingshilfe und Klangwirkende, die nebst der Abteilung Märchen und einer ausgewählten Samm-

lung zur Musiktherapie auch eine kleine «Sammlung Delfine» hütet – weil sie nun halt schon immer ein grosser Fan von Delfinen gewesen sei. Schliesslich sind da auch einige Menschen wie John aus Texas, der nach einem Besuch in der Schweiz drei Bücher zu Hütetzwecken nach Übersee exportiert hat. Mehr als seinen Vornamen und eine Telefonnummer kenne man von ihm nicht. Beiläufig wird uns mit einem Augenzwinkern eröffnet, dass auch momentan noch für einige Abteilungen neue Hüter*innen gesucht würden.

Wie, so fragen wir uns, funktioniert das alles und wer behält hier den Überblick? Lächelnd zückt Dirk ein gros-

versucht sein, den Menhir als schrulligen Esoterik-Laden abzutun. Wer jedoch nachfragt, wird durch wissenschaftlich anmutende Ausführungen zu Menschheits- und Kulturgeschichte in diesen Vorurteilen herausgefordert. Menschen, die spirituelle Heilslehren suchen, würden im Menhir oft enttäuscht, wird uns mehrfach erklärt. Wissen und kritisches Hinterfragen ohne Tabuthemen und ohne Dogmen seien hier Programm. Auch geforscht und geschrieben wird im Menhir: So kann Interessierten beispielsweise ein über mehrere Jahre gewachsener und mittels akribischem Quellenstudium entstandener Arbeitstext über das Wort und den Begriff «Hexe» vor-

schwer kategorisieren. Viele haben den Ort rein zufällig entdeckt; so zum Beispiel Ingo, der auf der Suche nach Weihnachtsgeschenken eines Tages im Menhir landete und aus lauter Faszination für diese riesige Sammlung seiner Partnerin Barbara gleich zehn Bücher mit nach Hause brachte. Das Arzt*innenpaar erfuhr kurz darauf von einer Veranstaltung im Menhir, die den Hype rund um Dan Brown's «Sakrileg» behandelte, und da sie das Buch soeben in ihren Ferien gelesen hatten, nahmen sie teil. Das war 2005 – heute sind der Psychiater und die Internistin mit Schwerpunkt Psychosomatik tragende Figuren rund um den Menhir. Aus der Veranstaltung entstand ein Gesprächsforum, das bis heute an jedem ersten Donnerstag im Monat stattfindet. Die beiden organisieren heute ausserdem selbst vereinzelte Veranstaltungen, hüten mehrere Abteilungen bei sich zu Hause, packen an, wenn es Gewölbekeller zu räumen gibt und unterstützen das Projekt auch finanziell. Von Anfang an seien sie fasziniert gewesen von diesem Ort, der jenseits von Zeit und Wirtschaftlichkeit zu funktionieren schien. Die Diskussionen und Begegnungen, die im Menhir stattfänden, seien immer anspruchsvoll, echt und oft so anregend, dass alle anderen Termine, die noch anstünden, in Vergessenheit geraten würden. Ähnlich ging es auch Sybilla, die bei einem Stadtbummel zufällig den Menhir entdeckt hatte und später extra aus Deutschland anreiste, um die sogenannten «Rauhnächte» im Menhir zu erleben. Seit sie in der Nähe von Bern wohnt, ist auch sie eine der engen Mitwirkenden in diesem Projekt. Sie sei hier schon verschiedensten Menschen begegnet, habe persönlich extrem viel gelernt und sei überwältigt von all der Leidenschaft und Hingabe, die diesem Ort seit Jahrzehnten gewidmet würden, erzählt sie, bevor sie uns in einer unbekannt Sprache etwas vorsingt.

Es sei schlicht ein Ort, an dem die Zeit still stehe, hören wir von fast allen, die mit uns über den Menhir sprechen – und würden wir die Stunden zählen, die wir bei der Entstehung dieses Artikels teetrinkend in Gespräche vertieft verbracht haben, was wir lieber nicht tun, so müssten wir wohl zum selben Ergebnis gelangen. **text: jana schmid; bilder: lucie jakob, jana schmid**



Ein Menhir bei Grandson; die Monolithen bildeten die Inspiration für die Benennung der Wirkstätte.

ses Buch mit dem Titel «Die schöne Stadt Bern». Zwischen den Seiten klemmt ein A4-Blatt, auf dem von fünf farbigen Querstrichen ausgehend in mikroskopisch kleiner Handschrift eine Art Stammbaum aufgezeichnet ist. Dies, so Dirk, sei das zentrale Bibliothekssystem der «bibliotheca mythica». Zu jedem Namen auf dem Blatt klemmt dann irgendwo im Buch ein kleiner Zettel mit Name und Telefonnummer der Hüter*in. Bis auf wenige Ausnahmen funktioniere das System einwandfrei.

Von Masken und Märchen

Was ist nun genau dieses «Alte Wissen», das offenbar in überbordender Weise Büchergestell um Büchergestell zu füllen vermag? Kritische Geister mögen

gelegt werden; und momentan sei ein weiterer Text zur Herkunft des Schweizerkreuzes in Bearbeitung.

Alle konkreten Abteilungen der ganzen Sammlung aufzuzählen, wäre unsinnig, wird uns versichert – es seien nur schon im Kernbestand deren 48, von all den Unterabteilungen nicht zu sprechen. Wer Masken und Märchen, Königen, Tod, Traum, Schlaf, Magie, Religionsgeschichte, Symbolismus oder eben Delfinen näher auf den Grund gehen möchte, muss deshalb dem Menhir wohl einfach selber einen Besuch abstatten.

Ein Ort ohne Zeit

Auch die Menschen, die im Menhir ein und aus gehen, lassen sich nur

Reif wie gärrige Marmelade

Es reicht. Ich streike. Die Menschheit fotografiert im Jahr 2019 zwar das Lichtjahre entfernte Schwarze Loch, bezahlt Männern und Frauen aber immer noch nicht gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Aus diesem und 1001 anderen Gründen gehe auch ich an den Frauen*streik. Am 14. Juni ist es soweit, kommst Du mit?



657 Franken im Monat. 7'884 Franken im Jahr. Das sind über 450 Kinoeintritte, das Jahr hätte gar nicht genügend Tage, um so oft ins Kino zu gehen.

657 Franken — so viel weniger verdienten Frauen im Jahr 2016 in der Schweiz im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen. Für gleiche Arbeit. Laut Bundesamt für Statistik lässt sich diese Differenz nicht erklären.

Nur weil es heute kalt ist, ist der Klimawandel ja auch kein Mythos.

Diese Diskriminierung besteht trotz des Gleichstellungsartikels in der Bundesverfassung. Bereits vor bald 30 Jahren haben Hunderttausende in der Schweiz mit Streiks und Protestaktionen auf diesen Missstand hingewiesen. Initiiert wurde der Streik von Uhrenarbeiterinnen im Vallée de Joux, die weniger als die von ihnen auszubildenden Lehrlinge verdienten. Vier Jahre nach diesem ersten nationalen Frauen*streik im Jahr 1991

kam zum Gleichstellungsartikel auch das Gleichstellungsgesetz hinzu. Bis heute hat sich an der Lohnungleichheit jedoch wenig geändert. Die unerklärte Lohn Differenz ist zwischen 2008 und 2016 gar über drei Prozent gestiegen.

Leider verzichten immer noch viele Arbeitnehmer*innen darauf, ihr Recht auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit einzuklagen. Laut Justizdepartement «fürchten sie sich um ihren Arbeitsplatz, trauen sich nicht, sich zu exponieren, oder kapitulieren vor der schwierigen Aufgabe, eine vermutete Diskriminierung zu belegen».

Kaum Chefinnen

In den Kaderetagen sind die Lohnunterschiede besonders gross. Besonders klein ist dort dafür die Geschlechterdiversität. Wenn die «Bilanz» letzten März titelt «Frauen erobern die Chefetage», muss sie nachschieben «– sehr sehr langsam». Angestiegen ist der Frauenanteil in den Geschäftsleitungen 2018 im Vergleich zum Vorjahr – von 7 auf 9 Prozent. Wahnsinn. In den Bereichen Politik und Wissenschaft zeichnet sich ein ähnliches Bild, im Jahr 2016/17 waren beispielsweise nur etwas mehr als ein Fünftel der Professuren mit Frauen besetzt.

Angesichts dieser Zahlen scheint mir bizarr, wenn Peter V. Kunz, Dekan der juristischen Fakultät der Uni Bern, in seiner Kolumne in der Aargauer Zeitung sein eigenes Institut hervorhebt, weil zwei Drittel der Assistierenden und Doktorierenden Frauen seien (laut Webseite des Instituts für Wirtschaftsrecht sind es aktuell jedoch die Hälfte, wobei diese Quote, wohlgemerkt, nicht durch die eine Assistentin in der Abteilung von Dekan Kunz, sondern durch die Assistentinnen bei seinen zwei Kollegen zustande kommt). Ingesamt habe die Fakultät in Bern den höchsten Anteil an Professorinnen aller juristischen Fakultä-

Aber wieso sollte ich für Tampons mehr Mehrwertsteuer bezahlen als beim Kauf von Viagra?

ten in der Schweiz: Mehr als einen Drittel! Damit stellt Herr Kunz die Benachteiligung von Frauen in der Wissenschaft allgemein in Frage. Lieber Herr Kunz, das ist zu kurz gedacht. Nur weil es heute kalt ist, ist der Klimawandel ja auch kein Mythos.

Wer ist prägend?

Um zu erkennen, dass unsere Welt auch im Jahr 2019 nicht gleichberechtigt ist, muss gar nicht in den Tiefen statistischer Datensammlungen gegraben werden; ein Blick ins Programm der SRF Talk-Sendungen genügt: Ob «Focus», «Tagesgespräch» oder «Samstagsrundschau»: nur rund ein Fünftel der letzten Gesprächspartner*innen waren Frauen. Die «prägenden Figuren aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Sport», mit denen die «Welt aus einem wirtschaftspolitischen, kulturpolitischen oder gesellschaftspolitischen Blinkwinkel» beobachtet werden will, sind in aller Mehrheit also Männer.

Damit werden keine Vorbilder oder Identifikationsfiguren für junge Frauen geschaffen, sondern alte Rollenbilder reproduziert. Nicht hilfreich ist dabei ein Geschichtslehrbuch, das kürzlich für Aufsehen sorgte: Unter den 48 porträtierten Persönlichkeiten waren gerade mal sechs Frauen (darunter ein Bond-Girl!) zu finden. Auch sonst ist das Lehrbuch für Mädchen nicht gerade sehr ermutigend: Als eine der

ersten Aufgaben müssen sie als falsch ankreuzen, dass beim Rütlichwur auch Frauen dabei waren, und über Marie Tussaud wird berichtet, dass ihr der Ehemann zwei Söhne «schenkte».

Medien oder Stimmbürger*innen vorschreiben, wen sie zu interviewen oder zu wählen haben, will ich nicht. Es gibt aber konkrete Massnahmen, um der Gleichstellung Nachdruck zu verleihen: Mehr bezahlbare Kinderbetreuung, ein des Begriffs würdiger Vaterschaftsurlaub, eine Frauenquote und umfassende Lohntransparenz. Dies sind uralte Forderungen. Solche Massnahmen der freien Entscheidung

den notabene meist männlich geleiteten Unternehmen zu überlassen, ist für mich keine Option. Das Versagen in diesem Modus Operandi ist allzu offensichtlich. Die in Bundesverfassung und Gesetz verankerte Gleichstellung darf nicht zur blossen Empfehlung verkommen, sondern muss rechtlich durchgesetzt werden.

Nett, aber nicht genug

Natürlich begrüsse ich das Gleichstellungsgesetz und die Verbesserungen in der Debatte seit 1991, etwa die Anpassung des Namenrechts, oder dass in Scheidungsfällen das gemeinsame Sorgerecht seit 2014 endlich die Regel ist. Zufrieden bin ich damit noch lange nicht. Die Soziologin Naika Foroutan sagte kürzlich treffend: «Je stärker man im Vergleich zur Mehrheitsgesellschaft aufholt, umso größer wird zu Recht die Unzufriedenheit darüber, was noch nicht aufgeholt ist. Das nennt man Emanzipation.»

Und deshalb geht es manchmal auch um den kleinen Unterschied. Die – noch nicht definitiv beschlossene – Senkung der Mehrwertsteuer auf Tampons und Binden wird den Preis der einzelnen Packung nur wenig mindern. Aber wieso sollte ich, auch wenn es wenige Franken pro Jahr sind, für Tampons mehr Mehrwertsteuer bezahlen als beim Kauf von Viagra? Es ist lächerlich, mussten dagegen

Demos organisiert und parlamentarische Motionen eingereicht werden.

Mir ist bewusst, dass Lohnungleichheit, der Erhalt von veralteten Rollenbildern und Tamponsteuer für viele Frauen und für viele Menschen, die mehrdimensional von Diskriminierung betroffen sind, nur die Spitze des Eisberges ihrer Diskriminierungserfahrung darstellen. Feminismus aus meiner Perspektive als weisse cis-heterosexuelle Frau kann für eine schwarze trans Frau genau so weit entfernt sein wie die Äusserungen von Dekan Kunz. Ich will für einen Feminismus eintreten, der alle Auswirkungen unserer patriarchalen Gesellschaft kritisiert und bekämpft.

Deshalb werde auch ich am 14. Juni 2019 streiken gehen. Ich will laut fordern, was schon längst selbstverständlich sein müsste: eine tatsächliche Gleichberechtigung aller Menschen, egal welchen Geschlechts und egal welcher Hautfarbe, sexueller Orientierung und Herkunft.

Ich fordere weibliche Vorbilder, ich fordere mehr Frauen in Führungspositionen und mehr Männer zuhause, und dass wir alle mal mindestens drei Gänge hochschalten Richtung Gleichstellung für alle. Und ich will die 657 Franken. **text: anne-lea berger; illustrationen: lisa linder**

Über die Autorin

Anne-Lea Berger studiert Jus an der Uni Bern und ist Mitglied der Frauen*streikgruppe der Rechtsfakultät. Die Gruppe hat unter anderem dazu beigetragen, dass am 14. Juni keine Jus-Prüfungen stattfinden. Sie lädt ausserdem alle Student*innen und Mitarbeiter*innen der Rechtsfakultät an besagtem Tag zum Frühstück in der UniS ein (7-11 Uhr). Mehr zum Frauenstreik an der Uni: frauenstreik-sub.info.



In der guten Stube der rauen Seeleute

Der *bärner-studizytig*-Redaktor Lukas Siegfried fuhr einmal mit dem Velo von Kanada nach Panama und dann mit dem Frachter zurück nach Europa. Das Logbuch einer Frachtschiffreise über den Atlantischen Ozean.

19. März, 10:31 Uhr

Noch ein Tag bis zur Abfahrt in Puerto Limón, Costa Rica. Oder sind es doch zwei? Der offizielle Abfahrtstermin ist der 20. März, so hat mir das die deutsche Reiseagentur mitgeteilt. Die zuständige Beraterin sendete mir ein elektronisches Ticket, die Telefonnummer eines Hafentagenten und einen Link zum Fahrplansystem des Hafens von Limón. Ich rufe den Fahrplan ab und stelle fest, dass Abfahrtszeiten in der Schifffahrt eher Richtzeiten sind. Bereits jetzt ist klar, dass sich mein Frachter um einen ganzen Tag verspäten wird. Er war die letzten Tage in Guatemala und Honduras, um dort Güter aufzuladen. Mein Zustiegsort ist in dem Sinn nur eine Zwischenstation vor der Überfahrt nach Europa. Doch was geschieht vorher, wie verläuft das Einschiffen, und wissen die von meinem Fahrrad, das ich auch mitnehmen will? Ich rufe zum vierten Mal die angegebene Nummer an und schaffe es jetzt erstmals, den richtigen Agenten zu erwischen. Übermorgen um 8 Uhr soll ich im Hafengebäude sein.

21. März, 13:18 Uhr

Den Velohelm habe ich gegen einen Baustellenhelm eingetauscht, dazu eine orange Leuchtweste. Beides ist Vorschrift auf dem Hafengelände. Soeben haben wir das Drehkreuz am Eingang pas-

siert. Das Fahrrad passte da nicht durch, also mussten wir es zu fünft über den Zaun hieven. Der Kollege, der mit mir an Bord gehen wird, wurde eingehend untersucht, musste seine beiden Rollkoffer öffnen und die Kleider herausnehmen. Bei mir warf der Schrank von einem Mann, der bei der Eingangskontrolle die Aufsicht hat, nur zwei kurze Blicke in die beiden hinteren Satteltaschen. Wirklich angesehen hat er sich das nicht. Dabei dachte ich, ein

Ausreisestempel. Das Fahrrad fand dabei in seinem Auto Platz. Irgendwie klappt es immer.

23. März, 14:40 Uhr

Die ersten Tage versprechen kurzweilig zu werden. Bis jetzt fühle ich mich ganz wohl, ich lebe in einer grosszügigen Kabine mit eigenem Bad, bin immer wieder draussen und atme die warme Luft der Karibik ein. Die See hält sich bisher fast

Zu jeder vollen Stunde trägt der diensthabende Offizier die exakte Position auf einer Seekarte ein. Ganz analog, mit Bleistift und Geodreieck.

Hafen mit all seinen wertvollen Frachtgütern werde bewacht und geröntgt wie in einem Hochsicherheitsgefängnis, auch um Schmuggel zu unterbinden. Jetzt weiss ich: Das ist nicht so. Der zuständige Mitarbeiter ist letztlich dann auch nicht um 8, sondern um 9:30 Uhr aufgetaucht. Er kopierte meine Dokumente, schickte mich nochmals für eine Stunde zum Zeitvertrieb in die Stadt und um die Mittagszeit fuhren wir letztlich zur Migrationsbehörde für den

wellenlos ruhig. Und nun taucht am Horizont schon die Küste Jamaikas auf, im Hafen von Kingston ist ein kurzer Zwischenhalt geplant. Der Erste Offizier hat mir gesagt, ich solle die Hafeneinfahrt unbedingt von der Brücke aus mitverfolgen, das sei hochinteressant. Die Brücke ist das Herz des Schiffs, dort laufen die Fäden zusammen. Es handelt sich um das Kontrollzentrum. Mindestens eine Person – der Kapitän oder einer der Offiziere – muss zur Überwa-



chung immer oben sein. Es gilt, den Radar genauestens zu beobachten, den Kurs zu wahren, das Schiff von Untiefen und anderen potenziellen Risikofaktoren stets fernzuhalten. Jeder dieser Bildschirme existiert doppelt. Falls einer ausfällt, muss sofort ein Back-Up zur Verfügung stehen. Gleichzeitig trägt – zumindest in küstennahen Gebieten – der diensthabende Offizier jeweils zur vollen Stunde die exakte Position auf einer Seekarte ein. Ganz analog, mit Bleistift und Geodreieck.

Jetzt also Kingston. Der erste Funkkontakt mit der Behörde muss 24 Stunden vorher erfolgen, danach meldet der Kapitän rund zwei Stunden vor dem Einlaufen den Kurs an, fortan ist man in regem Kontakt. Nun, da der Hafen in Sichtweite rückt, fährt ein kleines Boot heran; der Lotse und sein Assistent kommen an Bord. Weil sie den Hafen besonders gut kennen, geben sie Empfehlungen ab, wie das Schiff am besten einzulocken sei. Die Hauptverantwortung bleibt indes beim Kapitän. Wir werden in Kingston Treibstoff nachtanken, wofür es auf beiden Längsseiten des Rumpfes Rohre gibt. Monsieur Capitaine möchte backbords anlegen, weil das Rettungsboot steuerbords unbedingt geprüft werden muss. Dafür müsste es ins Wasser hinuntergelassen werden, doch die jamaikanischen Behörden stellen sich quer. Wir dürfen nur steuerbords anlegen – oder warten. Da Zeit bekanntlich viel Geld

ist – im Frachtschiffwesen sogar sehr viel Geld (ein verlorener Tag kostet die Reederei rund 100'000 Dollar) – gibt unser Kapitän bald nach und beschliesst, die Prüfung des Rettungsboots auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben.

Als das Manöver beginnt, befestigt der Erste Offizier sein iPhone mit Klebeband an der Frontscheibe und startet die Videoaufnahme. «Ich habe gehört, es sei eine schöne Einfahrt. Das will ich für mich festhalten», erklärt er. Die «schöne» Passage geschieht aus meiner Warte so: Ein weiter Bogen nach rechts, um die Landebahn des internationalen Airports herum, in den Hafen hinein. Dann ein engerer 90-Grad-Knick nach links, hin zu den grossen Kränen. Schliesslich legen wir, gezogen und gestossen von zwei Manövrierbooten, am Quai an. Dauer: eine Stunde und zwölf Minuten. Durchaus spannend, aber nicht spektakulär oder gar «schön», wie ich finde. Wer in der Marine arbeitet, muss den Job lieben.

24. März, 12:15 Uhr

Zeit fürs Mittagessen. Ich bin der einzige Passagier auf dem Schiff und habe deshalb die Ehre, am Tisch des Kapitäns und seiner direkt Unterstellten zu essen. Wir fahren unter französischer Flagge, was sich spätestens bei Tisch manifestiert. Umgangssprache ist Französisch, genauso wie das Essen, das aufge-

tischt wird: Cordon Bleu, Coq au Vin, Tarte Tatin. Zu jeder Mahlzeit steht zudem Baguette auf dem Tisch. Und nach Vorspeise und Hauptgang schleicht der Kellner (ja, auch den gibt es) mit dem Fromage-Teller um den Tisch und schneidet allen ein Stück des gewünschten Käses ab. Danach folgt noch das wirkliche Dessert, versteht sich. Heute ist ausserdem Sonntag. Als würde es auf hoher See eine Rolle spielen, welcher Wochentag gerade ist, steht heute schon mittags eine Flasche Rotwein auf dem Tisch. Gearbeitet wird auf dem Schiff aber auch sonntags, allerdings auf kleiner Flamme, wie mir verschiedene Arbeiter bestätigen.

Manieren scheinen der Crew wichtig zu sein: Bei der jeweils ersten Begegnung am Morgen schüttelt man sich kurz die Hand, jeden Tag aufs Neue.

Manieren scheinen der Crew wichtig zu sein: Bei der jeweils ersten Begegnung am Morgen schüttelt man sich kurz die Hand, jeden Tag aufs Neue. Zu Tisch wartet man stets, bis alle das Essen vor sich haben. Wenn der Kapitän spricht, hört der Rest zu, es gibt in der achtköpfigen Runde kaum je zwei parallel laufende Gespräche. Es scheinen mir introvertierte, ja fast steife Leute zu sein. Nach dem Dessert warten schliesslich alle auf das Zeichen des Patrons – manchmal übernimmt das auch der Chefingenieur – um aufzustehen. Fast synchron ertönt dann das Schaben der Stühle auf dem Boden.

25. März, 19:03 Uhr

Eine leichte, noch immer warme Brise weht auf Deck E. Wir befinden uns genau nördlich der Dominikanischen Republik. Soirée Barbecue steht heute auf dem Programm. Zwischen dem meterhohen Schornstein und dem Schwimmbekken, auf dessen Grund eine Meerjungfrau aufgemalt ist (kein Witz!), stehen die beiden Kellner am Grill. Ein ganzes Schwein dreht aufgespiesst seine Runden über der Glut. Fischfilet und Crevetten liegen auch bereit, ein Festmahl. Alle werden sich bedienen, vegetarisch isst niemand. Vis-à-vis des Grills stehen Bier und Wein auf den Tischen, der Kapitän hat eigens Guinness angeschafft. Rund die Hälfte der Crew stammt aus Frankreich, alle anderen sind Staatsangehörige der Philippinen. Letztere sind nicht einfach nur Gehilfen und Matrosen. Der zweite, dritte und vierte Offizier sowie der dritte Ingenieur sind Filipinos. Unterschiede gibt es dafür in der Arbeitszeitenregelung. Obwohl von derselben Reederei angestellt, gelten für alle die arbeitsrechtlichen Bedingungen ihres jeweiligen Heimatlands. So verbringen französische Seeleute in der Regel zwei bis drei Monate auf See, philippinische bis zu acht oder neun Monate am Stück.

Heute sitzt die gesamte Besatzung gemeinsam am selben Tisch. Die internationale Durchmischung geschieht aber höchstens marginal, was bestimmt auch mit der Sprachbarriere zu tun hat. Es ist eben doch bequemer, in der eigenen Muttersprache zu plaudern. Die gemeinsame Verständigung erfolgt auf Englisch, was zumindest Französ*innen nicht alle so gerne tun. Neben denjenigen, die ich

täglich beim Essen sehe und den Filipinos gibt es noch die «anderen» Franzosen. Es sind die hierarchisch Tiefgestellten, also: Schiffsmechaniker, Elektriker, Bootsmann, Koch. Sie laden mich nach dem Festmahl zu sich in den Salon auf ein Bier ein. Ein gediegener Ort. Es ist die gute Stube der rauen Seeleute, mit Bartresen, Sofa, Fernseher, eigenem Kühlschrank. Die Männer hier mögen es gesellig. Abends diskutieren sie gerne, nippen an einem Drink und rauchen dazu. Der Elektriker bleibt als Letzter sitzen – wenn die anderen zu Bett gehen, wendet er sich der Playstation zu und spielt Autorennen.

Weil die Fracht Priorität hat und kein Arzt an Bord ist, muss ich am Ende des fiktiven Angriffs sterben.

26. März, 9:13 Uhr

Alarm! Ich sehe mir gerade die zahlreichen Bücher in der Bordbibliothek an, als es laut zu schellen beginnt. Die Tür zur Salle de Récréation steht offen und so höre ich die Glocke im Flur umso deutlicher. Auf dem Informationsblatt in meinem Zimmer schaue ich nach, um welchen Alarmtyp es sich handelt. Ein allgemeiner Alarm. Ich eile nach unten ins Schiffsbüro. Schon unterwegs dämmert mir, dass dies vermutlich ein Test ist. Innert kürzester Zeit versammeln sich alle in dem kleinen Raum, nur der Kapitän hält die Stellung oben auf der Brücke. Das Übungsszenario: Piraten greifen uns an, schiessen auf die Container. Der Passagier bricht in Panik aus und erleidet einen Herzinfarkt. Also lege ich mich auf den Boden, lasse mich auf die Bahre hieven und sichern. Weil die Fracht aber Priorität hat und kein Arzt an Bord ist, muss ich am Ende des fiktiven Angriffs sterben. Es sind gerade solche Ereignisse, die (noch) verhindern, dass ich mich nach fünf Tagen auf See zu langweilen beginne.

27. März, 17:46 Uhr

Kaum haben wir die Karibik verlassen und den offenen Atlantik erreicht, verändern sich Wetter und Wellen-

gang. Für mich als Passagier, der gerade seine Premierenfahrt auf einem Frachter erlebt, kommen erste Gedanken an präventive Medikation gegen Übelkeit auf. Als ich der Crew davon erzähle, lachen sie und sagen, ich solle nur bis zum nördlichen Atlantik warten. Tatsächlich gewöhne ich mich nach einigen Stunden an die zeitlupeartige Schaukelei, und mein Magen beruhigt sich wieder. Bedächtig wippt das Schiff in den folgenden Tagen auf offener See hin und her. Wenn der Wellengang genügend stark ist, beginnen irgendwelche Scharniere oder Auflageplatten zu quitschen wie ein schlecht geöltes Ritigampfi

auf dem heimischen Spielplatz, was besonders nachts etwas unheimlich wirkt.

So langsam beginnt sich diese Überfahrt auch in die Länge zu ziehen. Internet habe ich zwar keines (und das ist gut so), aber Unterhaltungsmöglichkeiten sind zur Genüge da: DVDs, Bücher, auch ein Fitnessraum ist vorhanden. In dieser repetitiven Monotonie verliert aber selbst das beste Buch und der spannendste Film seinen Reiz. Ein Lichtblick ist meine Bord-Mailadresse. Sie steht mir jederzeit zur Verfügung und erlaubt es mir, zwischendurch ein Lebenszeichen an Familie und Freund*innen zu senden.

28. März, 15:50 Uhr

Inzwischen habe ich fast das ganze Schiff erkundet und dabei einiges in Erfahrung gebracht. Die Fort Saint-Louis ist 197 Meter lang und 30 Meter breit. Damit gehört sie heute nicht zu den allergrössten Frachtschiffen (die erfahrenen Crewmitglieder sprechen gar von «une petite»). Mit Jahrgang 2003 gilt das Gefährt zudem als eher alt; die Mechaniker sagen, man lerne hier viel, weil immer wieder Teile kaputtgehen. Wir transportieren um die 1200 Container verschiedener Art, die Behälter sind maximal 32 Tonnen schwer. Ich war erstaunt, als ich von der Menge er-





fuhr, doch die Erscheinung täuscht. Von aussen ist maximal die Hälfte der tatsächlich transportierten Fracht zu sehen; der Rest befindet sich im Bauch des Schiffes. Von der Wasserlinie (Wasseroberfläche) aus ragt der Rumpf rund elf Meter tief ins Wasser.

Früher gab es reine «Bananenboote», heute ist die Fracht viel heterogener zusammengesetzt. Das Bedauernswerte daran: Niemand kann mir über die exakten Inhalte der Container Auskunft geben. Die Crew weiss es selbst nicht (oder gibt mir vor, es nicht zu wissen). Einzig über die potenziell gefährlichen Inhalte findet der Erste Offizier im Schiffsbüro detaillierte In-

formationen. Das ist notwendig, etwa wenn an Bord ein Feuer ausbrechen sollte. Deshalb sind jene Container auch möglichst weit von möglichen Brandherden entfernt platziert, ganz vorne, beim Bug. Es sind hochentzündliche Inhalte, die unter dieser Kategorie klassifiziert werden: Alkohol (vermutlich ist es Rum), Druckertinte, weitere chemische Substanzen. Einige Container enthalten Frischwaren (Bananen, Ananas, Fisch), die permanent gekühlt werden müssen. Die werden in den weissen Containern, sogenannten Reefern, transportiert, die allesamt ein elektrisch betriebenes Lüftungssystem eingebaut haben, und somit von aussen als solche erkennbar sind.

30. März, 11:06 Uhr
Grundsätzlich darf sich ein*e Passagier*in auf einem Frachtschiff frei bewegen, für einige Orte muss jemand auf der Brücke informiert sein. Eine Ausnahme bildet der Maschinenraum. Um diesen zu besichtigen, werde ich vom Chefingenieur begleitet. Unten im Schiffsbauch befindet sich der Motor, da verrichtet ein wesentlicher Teil der Crew seine Arbeit. In den tropischen Gebieten soll das Thermometer da unten bis auf fünfzig Grad Celsius klettern. Mit der reduzierten Wasser- und Lufttemperatur auf dem offenen Atlantik kühlt es sich auch im Schiffsbauch wesent-

Es gehört wie selbstverständlich zum Schiffsalltag, dass auf dem Menüblatt jeden Tag ein grosses Foto einer nackten Frau prangt.

lich ab. Auf Empfehlung des Chefingenieurs verlegte ich meinen Besuch deshalb auf die zweite Woche. Auf vier Etagen verteilen sich die Maschinen, Pumpen, Rohre und Leitungen, die das Schiff am Leben halten und antreiben. Parallel zum motorisierten Antrieb wird auch die gesamte Elektronik und Wasserversorgung von hier aus gesteuert.

Wer mit so viel Gewicht gegen Wasser, Wellen, Wind und Strömung ankommen will, benötigt Unmengen an Treibstoff. Pro 24 Stunden verbrennt die Fort Saint-Louis satte 75 Tonnen. Dabei kommen zwei verschiedene Substanzen zum Einsatz. Für den Grossteil unserer Überfahrt fahren wir mit billigem Schweröl, schwarz und übelriechend. Trotzdem kostet eine Tonne davon rund 300 bis 500 Dollar. In europäischen Gewässern gelten strengere Vorschriften; sobald wir diese

wäuegang

Zone erreichen, wechselt der Motor auf Diesel. Dieser ist durchsichtig, weniger umweltschädlich und hinterlässt weniger Abfall. Der Preis dafür ist allerdings rund doppelt so hoch wie bei der günstigen Alternative. Während meiner 14-tägigen Überfahrt verbrennt das Schiff also rund 1050 Tonnen Treibstoff. Der Kostenpunkt: fast eine halbe Million Dollar. Im Flur auf Deck A präsentiert die Reederei stolz ein eingerahmtes und an die Wand gehängtes Zertifikat, welches die Teilnahme am Green Ship Project bestätigt. Es verpflichtet dazu, den Abfall zu trennen und keine Rückstände ins Meer zu entlassen. Bei meiner Frage nach den Restabfällen des Treibstoffs wird der Chefingenieur leicht verlegen und sagt, die Schwermetalle werden in einer Zentrifuge sorgfältig aussortiert und sicher in einem Endlager entsorgt. Die Zentrifuge habe ich selbst gesehen. Genauer finde ich aber nicht heraus.

1. April, 10:43 Uhr

Aprilscherze sind auf See kein Thema. Dafür sehe und höre ich Dinge, die mich glauben lassen, ich befinde mich gerade auf einer Zeitreise weit zurück in die Vergangenheit. Die Seefahrt ist eine Männerdomäne, die ihresgleichen sucht. Eine einzige Frau, sie ist die zweite Ingenieurin, ist mit an Bord. Das Frauenbild der Männer, die monatelang (fast) nur unter Männern sind, ist gelinde gesagt rückständig. Einfache Sprüche unter der Gürtellinie und Geschichten von Prostituierten rund um den Globus gehören dabei zum Harmloseren. Es gehört wie selbstverständlich zum Schiffsalltag, dass auf dem Menüblatt jeden Tag ein grosses Foto einer nackten Frau prangt. Immerhin: Einmal war ein Mann in Unterwäsche abgebildet. Am Gesamteindruck ändert das aber nicht viel.

Ich habe in der Bordbibliothek ein Buch gefunden und gelesen, in dem 25 deutsche Kapitäne von ihren Erlebnissen auf See erzählen. Ein Kapitel handelt vom «Handtaschengeschwader», also den Frauen, die ihre Gatten jeweils bei deren Rückkehr am Hafen abholten und ihnen laut zeternd hinterherrennen mussten, weil die Männer lieber zuerst ihre Heuer (den Lohn der Seeleute) in der Kneipe verprassen wollten. Heute scheint die Schiff-

fahrt noch immer mit Ungleichheit und Unterdrückung zu kämpfen. Dass das Thema ernst ist, beweist ein Anschlag oben auf der Brücke. Dort findet sich, kleingedruckt und an die Wand geheftet, die kompletten Gesetzesparagrafen zu sexueller Belästigung, Nötigung und Vergewaltigung aus dem französischen Strafrecht.

Während meiner 14-tägigen Überfahrt verbrennt das Schiff rund 1050 Tonnen Treibstoff. Der Kostenpunkt: fast eine halbe Million Dollar.

4. April, 7:38 Uhr

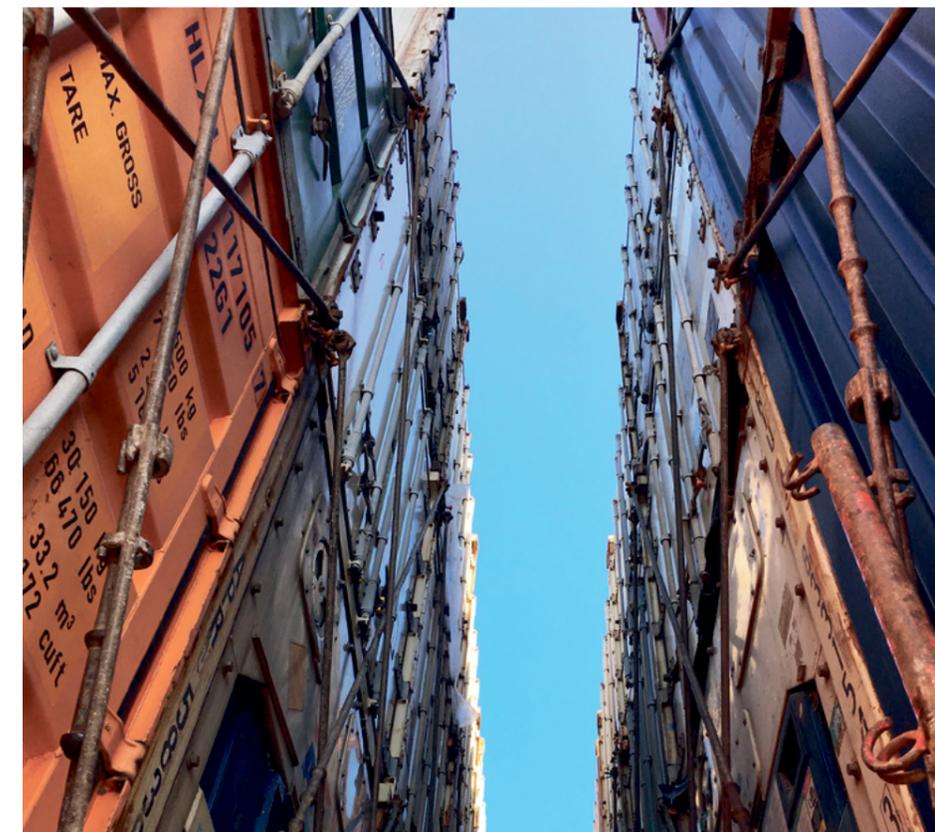
Ich wache auf, wir stehen still. Es ist grau und neblig draussen. Durch das Fenster meiner Kajüte sehe ich den Hafen von Rotterdam mit seinen gigantischen Kränen. Es ist Zeit, Abschied zu nehmen vom Boot und der Crew. Das fällt mir inzwischen leicht, denn die letzten Tage habe ich hauptsächlich damit verbracht, die Zeit irgendwie totzuschlagen. Trotzdem hatte ich eine sehr gute Zeit. Seit dem Barbecue-Abend war ich fast täglich im Salon der fünf fröhlichen Franzosen zu Gast. Obwohl wir oft nicht einer Meinung waren, haben wir viel gemeinsam gelacht

und diskutiert. Einige gehen auch hier von Bord und hatten in den letzten Tagen die Nase voll, «j'en ai marre», habe ich immer wieder gehört. Ich kann sie verstehen, 14 Tage auf See reichen mir aus, um das Leben an Bord eines Frachtschiffs kennenzulernen. Ich weiss jetzt, wie komplex die Technik eines solch grossen Gefährts ist,

welch besonderen Alltag die Seeleute leben, was sie beschäftigt und worüber sie sich aufregen. Und ich habe auch festgestellt, dass Unterhaltungsmedien schnell langweilig werden, wenn sie die einzige Beschäftigung sind und die Möglichkeit, sich zu bewegen, stark eingeschränkt ist.

Zu guter Letzt stemple ich mit einer Unterschrift beim Hafenagenten aus, der Dritte Offizier hilft mir noch, das Fahrrad über die Gangway an Land zu tragen. Dann radle ich los in Richtung Hafenausgang. Kontrolliert werde ich nirgends.

text und bilder: lukas siegfried





«Grundrechte beinhalten auch eine gewisse Toleranz- und Respektspflicht»

Mehr gegenseitige Achtung und Toleranz in Religionsfragen fordert Markus Müller. Und das Ende einer unmöglichen Neutralität. Die *bärner studizytig* traf den Berner Professor für Staats- und Verwaltungsrecht zu einem Gespräch über religiöse Prägungen und goldene Regeln.

Vor Kurzem war Ostern. Welche Bedeutung hat dieses Fest für Sie?

Schwierige Frage. Eigentlich bedeutet es mir nicht viel. Höchstens, dass ich etwas mehr über die Religion, die mich prägt, nachdenke. In diesem Jahr hatte ich ganz besonders das Bedürfnis, über die biblische Auferstehungsgeschichte zu diskutieren. In die Kirche gehe ich aber an Ostern nicht.

Diese Diskussionen, passieren die im familiären Rahmen oder ist das auch mal an der Universität ein Thema unter Arbeitskolleg*innen?

An der Universität ist das gar kein Thema. Dafür ist meine Frau sehr bibelkundig und weiss sehr viel über die christliche Religion. Ich bin da vergleichsweise unbedarft und wende mich dann mit all meinen drängenden Fragen an sie. Da kommt dann auch mal eine leicht aggressive Stimmung auf. Von meiner Seite. Ich nerve mich nämlich häufig über die schwer zugängliche Geheimsprache in der Bibel und noch mehr in den Bibelauslegungen. Meine Frau muss dann jeweils den Kopf hinhalten (lacht).

Wie ist ihr persönliches Verhältnis zur Religion?

Ich bin im katholischen Freiamt aufgewachsen, besuchte den schulischen Religionsunterricht und erhielt dort auch viele biblische Geschichten vermittelt. Wir waren zuhause zwar nicht besonders fromm, besuchten aber jeden Sonntag diskussionslos die Kirche. Dadurch ist die christliche Religion etwas, das mich von Kindesbeinen an begleitet hat. Ich besuchte

dann mit dem Gymnasium Immensee auch ein christliches Gymnasium, das von der Missionsgesellschaft Betlehem-Immensee geführt wird und wo ich immer wieder mit religiösen Themen in Kontakt kam. Irgendwann entfernte ich mich dann aber etwas von den religiösen Fragen, bis ich mich ihnen vor rund zehn Jahren wieder intensiver zuwandte.

Und jetzt sind Sie gläubig?

Nein, leider nicht. Wieso leider? Der Glaube kann einem einen unglaublichen Halt im Leben vermitteln, das beobachte ich immer wieder bei Leuten, die den Glauben gefunden haben. Das Leben ist für sie dann kein blosser Naturzufall mehr, sondern es ist eingefügt in ein Ganzes und erhält dadurch einen übergeordneten Sinn. Und das mindert Ängste und spendet Geborgenheit und Zuversicht. Bei mir überwiegen derzeit die Zweifel, aber ich bin einer jener Nichtgläubigen, der hofft, eines Tages noch gläubig zu werden. Ich bin ein Suchender.

Ihr letztes Buch mit dem Titel «Religion im Rechtsstaat» beginnen Sie mit dem berühmten Zitat von Nietzsche «Gott ist tot», ehe Sie den einleitenden Teil mit der Antithese zu Nietzsche beenden, wenn Sie sagen «Gott ist alles andere als tot». Stattdessen sprechen Sie von einem Erwachen der Religionen. Begrüssen Sie diese Tendenz?

Ich begrüsse diese Tendenzen sehr, und zwar, weil ich darin ein riesiges Potenzial für unsere Gesellschaft und unsere Welt sehe. Ich bin der Überzeugung,

dass alle Religionen in der Grundessenz dasselbe beinhalten. Man kann dem unterschiedliche Namen geben: Liebesgebot, Goldene Regel der Menschlichkeit usw. Im Kern geht es darum, den Respekt vor dem Anderen zu wahren, den Mitmenschen zu achten und keine Wahrheitsansprüche für sich zu behaupten. In diesem Zusammenhang bieten die Einwanderung und die wachsende Pluralität der Religionen eine grosse Chance: Wenn wir Menschen mit unterschiedlichem kulturell-religiösem Hintergrund direkt begegnen und dabei erkennen, dass wir im Kern alle dasselbe wollen, wirkt das verbindend und letztlich friedensstiftend. Allenfalls könnten daraus das Ende der Religionsvielfalt und der Anfang einer gemeinsamen Weltreligion resultieren.

«Ich bin ein Suchender.»

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass das Schweizer Recht ein Produkt der herrschenden Mehrheit und deshalb bisher primär christlich-jüdisch geprägt sei. Jetzt erleben wir einen zunehmenden religiösen Pluralismus. Wird sich das Recht verändern?

Ich behaupte, dass unser Recht christlich geprägt ist, weil die meisten Menschen in der Schweiz christlich-jüdisch geprägt sind, selbst wenn sie überzeugte Atheisten sind. Denn am Ende sind es immer Menschen, die das Recht machen und das Recht anwenden.



Genauso gehe ich davon aus, dass in Zukunft auch andere Religionen und Kulturen unser Recht beeinflussen werden. Wir haben heute schon Studierende mit unterschiedlichsten kulturellen und religiösen Hintergründen. Sie werden dereinst mit den Werten ihrer Kulturen und Religionen, bewusst oder unbewusst, allmählich auch die Schweizer Rechtsordnung beeinflussen.

Sie haben es gerade angesprochen: Eine zentrale These in ihrem Buch lautet, dass jeder Mensch irgendwie religiös geprägt ist, auch wenn er dies selbst bestreitet. Das ist eine gewagte These.

Das ist natürlich schwierig nachzuweisen. Prägungen des Unbewussten sind naturgemäss kaum zu beweisen. Es geht mir einfach darum aufzuzeigen, dass religiöse Einflüsse omnipräsent sind: In der Kita, im Kindergarten, in der Schule oder sonst überall, zum Beispiel, wenn jede Stunde irgendwo eine Kirchglocke bimmelt. Sie können auch in kein Museum gehen ohne irgendwie mit religiösen Inhalten konfrontiert zu werden. Oder auch in der Literatur oder Musik begegnen wir dem Religiösen in der einen oder anderen Form auf Schritt und Tritt. Gerade kürzlich habe ich in einem Buch des Liedermachers Konstantin Wecker folgenden Satz gelesen: «Ich habe keine Scheu zuzugeben, dass ich bete. Ich habe mit dem Wort Gottes keine Probleme mehr, nachdem ich es aus seinen katholischen und fundamentalistischen Fesseln befreien konnte». Die meisten meiner Freunde sind weder Kirchgänger noch glauben sie an einen personalen Gott. Trotzdem leben sie alle in einem Land, auf dessen

Fahne ein Kreuz prangt, in dem wir Ostern und Weihnachten feiern, Christkinder herumfliegen und Osterhasen umherhüpfen. Das prägt uns, ob wir das wollen oder nicht. In Islamabad, Mumbai oder Kathmandu würden wir durch ganz anderes geprägt.

Solche Prägungen erfolgen oft durch Symbole. Es gab zum Beispiel einmal eine öffentliche Diskussion darüber, ob Kreuzfixe in Schulzimmern erlaubt sein sollten. Sie plädieren diesbezüglich für mehr Toleranz auf beiden Seiten.

Genau. Grundrechte wirken nicht nur nach dem Prinzip «Lasst mich in Ruhe», sondern beinhalten auf der Kehrseite auch eine gewisse Toleranz- oder Respektspflicht. Man muss Irritationen ertragen können. Natürlich kommt es auf die konkreten Umstände an: Für mich macht es zum Beispiel einen Unterschied, ob ein Kreuzifix auf- oder abgehängt wird. Wenn es einfach da ist, weil es kulturbedingt schon immer da war, dann kann das auch ein Nichtchrist ertragen. Wenn man hingegen, weil die Zuwanderung aus anderen Kulturkreisen zunimmt, extra neue Kreuze auf-

hängt, um das eigene Revier abzustecken, wirkt das provozierend, ausgrenzend und ist abzulehnen.

Als ein Grund für die derzeit vorherrschende Intoleranz benennen Sie die stark individualisierte westliche Gesellschaft. Alle schauen primär für sich selbst. Vor dem Hintergrund dieser festen gesellschaftlichen Verankerung wirkt Ihre Forderung nach mehr Toleranz isoliert betrachtet unrealistisch. Wären nicht tiefgreifende Änderungen nötig, ehe so was gefordert werden kann?

Sicher. Wenn ich verlange, dass wir einfach toleranter werden müssen, dann tönt das in der Tat etwas blauäugig. Aber was Sie sagen ist wichtig. Es braucht einen langfristig angelegten Lernprozess. Ich habe zwei kleine Kinder und deshalb sehe ich momentan alles ein wenig aus einer anderen Optik. Man muss ganz am Anfang beginnen. In den Kitas, in den Kindergärten, in der Volksschule und natürlich zuhause. Die kleinen Kinder müssen lernen und erfahren, was Toleranz bedeutet.

Sie müssen erkennen, wieso ein toleranter, respektvoller Umgang wichtig ist. Sie müssen begreifen, dass sie in dieser Gesellschaft nicht einfach nur Anspruchsteller sind. Sie müssen sehen, dass ihr Beitrag für das Gemeinwohl wichtig und unabdingbar ist. Als Jusstudent habe ich seinerzeit kaum je gehört, dass man für die Allgemeinheit auch etwas leisten oder auf Rechte verzichten müsste. Es ging immer nur darum zu prüfen, wo und inwieweit ein Grundrecht dem Individuum Schutz- oder Leistungsansprüche gegenüber dem Staat vermittelt.

Wo sehen Sie sonst noch Möglichkeiten für Toleranzförderung?

Die Lernprozesse sollten breit anlegt sein und müssen sich insbesondere auch in der Gesetz- und Verfassungsgebung niederschlagen. So wäre es beispielsweise ein erster wichtiger Schritt, eine Toleranzpflicht in der Verfassung explizit zu verankern. Allein mit einem Satz in der Verfassung ist es aber freilich nicht getan. Die symbolische Wirkung darf man allerdings nicht unterschätzen. Es geht dabei um das Aussenden eines Signals an die Gesamtbevölkerung, was künftig für unser Zusammenleben massgebend sein soll.

Kommen wir zur zentralen These ihres Buches. Sie fordern, dass der Staat seine religiöse Neutralität ablegt.

Religiöse Neutralität ist nicht glaubwürdig, weil sich unsere christlich-jüdischen Prägungen, namentlich auch der Menschen im Staatsdienst, nicht einfach so abstreifen lassen. Meine Forderung ist deshalb: Nicht so tun als ob, sondern zu dem stehen, was ist. Anstatt Neutralität zu spielen, sollte der Staat zu seiner christlich-jüdischen Prägung bzw. zu seinem christlichen Standpunkt stehen. Die Herausforderung liegt dann darin, wie er von diesem Standpunkt aus auf Menschen anderer religiöser Prägungen zugeht.

Neutralität heisst ja eigentlich nichts anderes, als dass man unparteiisch ist. Wenn jetzt zwei Staaten miteinander Krieg führen, kann die Schweiz sich durchaus neutral verhalten. Sie gehört keiner der beiden Parteien an und kann aus dieser Position heraus z.B. Genf als Verhandlungsort anbieten. Neutralität funktioniert überall dort, wo man selber nicht involviert ist. In religiösen Belangen ist das aber schwieriger, weil die Schweiz und ihre Repräsentanten aufgrund ihrer christlich-jüdischen Prägung Partei sind oder in der Aussenwahrnehmung wenigstens einer Partei zugeteilt werden.

Die Forderung, dass der Staat seine religiöse Neutralität ablegt, ist sicher auch provokativ aufzufassen.

Sie wird zumindest so empfunden. Was ich aber will, ist mehr, nämlich eingefahrene Denkmuster kritisch hinterfragen.

«Herumfliegende Christkinder und umherhüpfende Osterhasen. Das prägt uns, ob wir wollen oder nicht.»

Ist das nicht eine heilige Kuh, die Sie hier zu schlachten gedenken? Die Idee der Neutralität ist in der Schweiz doch sehr stark verankert und nicht zuletzt auch identitätsstiftend.

Sie sprechen in Ihrem Buch aber auch durchaus negative Tendenzen der Religion an, gerade in der christlich-katholischen Kirche. Zum Beispiel das Verbot der Frauenordination, von dem Sie sagen, dass dies nicht mit den Grundrechten vereinbar sei. Oder wenn Sie darauf hinweisen, dass diese Religion in der Geschichte schon sehr viel Leid verursacht hat und immer noch verursacht.

Christliche Irrlehren haben in der Vergangenheit tatsächlich Schlimmes angerichtet und tun es noch immer: der Umgang mit der Homosexualität oder jener mit Frauen, um nur zwei Beispiele



zu nennen. Solches ärgert mich, weil es dem Evangelium vollends widerspricht und weltweit Millionen von Menschen dadurch traumatisiert wurden. Aber egal, ob unsere religiöse Prägung eher positiv oder negativ ist, am Umstand unserer Prägung und der damit zusammenhängenden Unmöglichkeit, religiös neutral zu sein, ändert das nichts.

«Religiöse Neutralität ist nicht glaubwürdig, weil sich unsere christlich-jüdischen Prägungen nicht einfach so abstreifen lassen.»

Wenn man im Schweizer Rechtsstaat jetzt Ihre Forderung umsetzen und die religiöse Neutralität ablegen würde...

...die ja nirgends schriftlich festgehalten ist, wohlverstanden. Sie wird einfach aus der Glaubens- und Gewissens-

freiheit abgeleitet und gilt für viele gar als Essenz des Rechtsstaates. Explizit steht die Verpflichtung zu religiöser Neutralität wie gesagt aber nirgends.

Einverstanden. Dann nehmen wir an, die wichtigsten Organe des Schweizer Staates würden sich zu ihrer christlichen

Prägung bekennen. Würde das dann nicht auch eine Reproduktion des Christlichen und am Ende eine Überhöhung der christlichen Religion bedeuten? Würden dann auf einmal Fragen christlich beantwortet,

für die man sonst durchaus andere Lösungen finden könnte?

Diese Gefahr besteht sicherlich. Es darf natürlich nicht dazu kommen, dass das Anerkennen der eigenen christlichen Prägung neue Gräben schafft. Das wäre die Sache völlig missverstanden. Letztlich geht es wie überall um Psychologie und Kommunikation. Wichtig ist es, richtig und verständlich zu vermitteln, was christliche Prägung bedeutet und für Folgen nach sich zieht. Offenheit, Respekt und Achtung dem Mitmenschen gegenüber sind die Essenz der christlichen Botschaft. Das ist für unsere Kultur, für unsere Werte bestimmend. Wenn wir aus dieser Prägung heraus handeln, handeln wir nicht nur christlich, sondern immer auch im Einklang mit anderen religiösen Prägungen. Denn alle Religionen verbindet ein gemeinsamer ethischer Grundkonsens.

Sie sprechen dabei auch immer wieder vom Liebesgebot als der moralischen Schnittmenge der Weltreligionen. Was verstehen Sie persönlich unter diesem Begriff?

Eigentlich ist das Liebesgebot als Begriff untauglich. Im allgemeinen Sprachgebrauch versteht man unter Liebe die erotische Liebe, die Liebe zu Lebenspartner oder Lebenspartnerin. Ich persönlich verstehe unter dem Liebesgebot oder dem Gebot der Nächstenliebe eine Haltung, die von Respekt und Achtung des Mitmenschen geprägt ist, egal ob dieser mir sympathisch oder unsympathisch ist. Es geht nur, aber immerhin, darum, jeden Menschen als Produkt seiner Geschichte zu verstehen und entsprechend zu behandeln. Zu mehr sind wir gar nicht in der Lage.

Solche grundlegende zwischenmenschliche Umgangsformen kann man – wie von Ihnen gefordert – mit religiösen Geboten begründen oder aber mit philosophischen Grundsätzen. Der berühmte Kategorische Imperativ von Kant fordert, dass man nur das tun soll, von dem man wollen kann, dass es ein allgemeines Gesetz werde.

plöiderlet

Brauchen wir denn überhaupt die Religion oder fänden wir die darin gesuchte Antwort nicht auch in der Philosophie?

Ich denke, wir brauchen diese religiösen Urquellen. Sie waren lange vor den Philosophen der Aufklärung schon da, die wir ja so gerne zitieren. Und sie sind radikaler. Die Goldene Regel der Menschlichkeit, von der ich im Buch schreibe, scheint zwar im Kategorischen Imperativ von Kant auch auf, verkommt dort aber zu einer abstrakten Maxime. Wichtig ist aber, dass der Mensch direkt adressiert wird. Das tut die Goldene Regel. Diese kann man übrigens in ihrer Kurzformel – behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst – bis etwa ins Jahr 2000 v. Chr. zurückverfolgen. Ein pensionierter Bundesbeamter entdeckte in meinem Buch den Hinweis auf diese Regel und machte sich daran, die entsprechenden Fundstellen in den alten religiösen Schriften ausfindig zu machen und sie in einem mehrseitigen Dokument

«Es darf nicht dazu kommen, dass das Anerkennen der eigenen christlichen Prägung neue Gräben schafft.»

zusammenzustellen, alles in Originalsprache, Aramäisch, Arabisch, Griechisch, Lateinisch, eigenhändig übersetzt. Eine Gewaltsarbeit.

Was ist mit den Menschenrechten als Grundlage für das menschliche Miteinander?

Ich befürchte, dass die Menschenrechte, die für uns fast selbstverständlich sind, längst nicht alle Menschen

erreichen. Insbesondere Menschen, die aus anderen Kulturkreisen zu uns kommen, bekunden Mühe mit den von unserer individualisierten westlichen Kultur geprägten Rechten. Geht man einen Schritt hinter diese Menschenrechte zurück, trifft man auf die uralten Quellen der Lebensweisheit wie die Goldene Regel der Menschlichkeit. Gelingt es, diese fruchtbar zu machen, stehen die Chancen auf breite Akzeptanz besser.

Ein spekulativer Blick in die Zukunft: Wird die Schweiz ihre religiöse Neutralität in absehbarer Zeit ablegen?

Ich denke nein. Aus Erfahrung weiss ich, dass Dogmen und eingefahrene Denkmuster so schnell nicht verlassen werden. Ein solcher Paradigmenwechsel braucht viel Überzeugungsarbeit und entsprechend viel Zeit. Das soll aber nicht entmutigen, sondern anspornen. **text: yannic schmezer, mathias streit; bilder: sven niederhäuser**



Gutschein
Als Leser der bärner studizytig schenken wir dir bei Eröffnung eines Young Plus Kontos einen Drybag und einen Lautsprecher für die Badesaison.
Solange Vorrat reicht.

wo mehr geld bleibt fürs wesentliche.

Gratis Young Plus Konto für Studierende bis 35 Jahre. Jetzt Konto eröffnen und Geschenk abholen.

Valiant Bank AG, Bundesplatz 4, 3001 Bern, Telefon 031 320 91 11

wir sind einfach bank.

valiant

Mia (26) aus Müntschemier fragt:

Welche Drogen soll ich nehmen?

Liebe Mia

Zuerst einmal möchte ich festhalten, dass du keinesfalls Drogen nehmen sollst. Zwar wäre es eine regelrechte Lüge, zu behaupten, in unserer Gesellschaft herrsche kein Konsumzwang – täglich wird uns zu verstehen gegeben, der Konsum von Gütern aller Art sei unerlässlich für unsere Wirtschaft und wer sich ihm zu entziehen versucht, säge an ihren Grundpfeilern. Nun können wir uns aber glücklich schätzen, dass die allermeisten Drogen in diesem neoliberalen Mantra nicht mitgemeint sind. Die Einnahme von Drogen soll schliesslich einer freien Entscheidung entspringen und dem Genuss dienen. Darum prüfe gut, wer sich benebelt! Und vor allem womit – was uns direkt zu deiner Frage führt.

Die Beantwortung derselben bereitet dem Experten vom Dienst einige Schwierigkeiten, denn Drogen sind ein weites (Gras-)Feld und Arten davon gibt es wie Koks in Escobars Villa. Doch lass uns das Thema mal ganz nüchtern (höhö!) betrachten und Schritt für Schritt vorgehen. Als erstes musst du dich entscheiden, ob du mit dem Betäubungsmittelgesetz in Konflikt geraten willst oder nicht. Falls nicht, bist du mit den gesellschaftlich akzeptierten Drogen Zucker, Koffein, Nikotin und Alkohol bestens bedient. Doch alles mit Mass. Ist dir illegal aber ill egal, stellt sich die Frage, was du mit deinem Trip erreichen willst. Willst du entspannen oder die ganze Nacht durchfeiern (Cannabis vs. Amphetamine)? Voll aufgedrückt oder in psychedelische Tagträume abdriften (Kokain vs. Pilze)? Dann stellt sich die Frage nach deinen Vorlieben: syn-

thetisch oder natürlich (LSD vs. Nachtschattengewächse)?

Falls du aber eine eindeutige Antwort haben willst, kannst du dich an den Argumentationsmustern der Ethik orientieren. Hierbei musst du dir nur noch eine Frage stellen: Bist du Utilitaristin oder Deontologin? Daraus ergeben sich dann folgende zwei Möglichkeiten: 1) Konsumiere die Droge, bei der die Summe des Glückes aller Beteiligten am höchsten ist. 2) Konsumiere jene Droge, von der du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeingültiges Rauschmittel werde.

Doch egal welchen Weg du wählst, am Ende wirst du immer auf dieselbe Droge kommen: *bsz!* Besonders, wenn beim Rückwärtsblättern jedes siebte Wort auf den ungeraden Seiten auf dem Kopf gelesen wird, ergibt das einen psychedelischen Trip sondergleichen, der gleichermassen entspannt wie produktiv macht und ganz nebenbei deinen Horizont auf die Weltanschauung stellt und deinen Kopf erweitert.

Mit verstrahlten Hobbyapothekegrüssen aus dem Meth-Labor, dein Experte aka Trip-Advisor

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. **Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.**

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Persönliche Beratungen zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination), Wegweiser zur Studienfinanzierung, Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedenen Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie ausgewählte Fachliteratur in unserer Bibliothek.

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen
 Erlachstrasse 17, 3012 Bern
 Tel. +41 31 635 24 35
 E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@erz.be.ch
 Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)
 Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.
 Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.



Rätsel



Welcher Filmtitel versteckt sich in der Collage?

Sende das Lösungswort bis am 25.05.2019 an raetsel@studizytig.ch. Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die Vorstellung des Stückes «Kraft» vom Konzert Theater Bern am 1. Juni 2019. Viel Erfolg!

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'857 Exemplaren.

Redaktion

Annina Burgherr (anb), David Burgherr (dab), Davide Della Porta (ddp), Carla Fischer (caf), Céline Honegger (ceh), Lucie Jakob (luj), Lisa Linder (lil), Luca Hubschmied (lh), Ivie Onaiwu (ivo), Fabio Peter (fpe), Noah Pilloud (nop), Karin Roethlisberger (kar), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Jana Schmid (jas), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say), Lukas Siegfried (lus), Janine Schneider (jsc)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Bilder: Yannic Schmezer, Lukas Siegfried, Lucie Jakob, Fabio Peter, Sven Niederhäuser, Janine Schneider
Layout: Ivie Onaiwu
Illustrationen: Lisa Linder
Rätsel: Ivie Onaiwu
Lektorat: Karla Koller
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studzzytig.ch

Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #17:
 27.09.2019
 Inserate-Annahmeschluss: 20.09.2019
 Erscheinungsdatum (Versand): KW 42

Redaktion SUB-Seiten

Nils Wyssmann (wy)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortlicher SUB-Vorstand:
 Chen Xie,
chen.xie@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Noémie Lanz

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.



Hier noch Jann und Patty.

Wir streiken!

Die Frauen*streik-Bewegung breitet sich auch an der Uni Bern aus. Doch wer sind die Menschen, die sie voranbringen? Wir haben sie besucht.

Immer diese Finanzen. Melina hat eben die Sitzung eröffnet, die Vorstellungsrunde ist durch und noch immer trudeln Leute ein. Doch bereits beim ersten Traktandum tauchen Schwierigkeiten auf. Das Crowdfunding ist nicht gut angelaufen und dümpelt seit Tagen bei ein paar hundert Franken vor sich hin. «Leute, wir brauchen mehr Geld», sagt Melina, «sonst müssen wir das ganze Material selbst bezahlen.»

Die Versammlung des Frauen*streik-Kollektivs der Berner Hochschulen ist gut besucht, die Stühle reichen knapp für alle. Die Mehrheit hier im Raum ist Anfang zwanzig, die meisten studieren an der Universität Bern, Fächer wie Germanistik, Psychologie, Jus, Medizin, einige sind auch von der Fachhochschule hier. Die Gründe, die sie zusammenführen, sind vielfältig. Einige nennen Sexismus, sexuelle Belästigung, männerdominierte Leselisten oder die Diskussionskultur im Studium als Grund. Andere sind hier, weil sie sich mit anderen Frauen* und ihren Anliegen solidarisieren wollen.

Die Gruppe trifft sich seit November, an jeder Sitzung kommen neue Menschen hinzu. Zu Beginn war das Kollektiv gemischt, mittlerweile haben sich die Cis-Männer in eine Solidaritäts-Gruppe abgespalten, sie unterstützen die Frauen* mit Aufgaben wie Kinderbetreuung oder Kochen. Das mache schlicht mehr Sinn, sagt eine der hier anwesenden Studentinnen. Der Streik müsse von Frauen* getragen werden: «Es kann nicht sein, dass Cis-Männer hier in die Sitzung kommen und uns erklären, wie man Forderungen formuliert.»

Das Studium muss weichen

Mit der heutigen Sitzung startet das nunmehr weiblich* besetzte Streikkollektiv in die Mobilisierungsphase: Die

Forderungen sind formuliert, Buttons, Kleber, Flyer liegen ausgedruckt auf dem Tisch. Um das Material unter die Leute zu bringen, sind wöchentliche Aktionen geplant, die sich mit je einem feministischen Thema beschäftigen: Mansplaining, Lohnungleichheit, Sexismus. Koordiniert werden diese Aktionen auf «Slack», einem Online-Organisationstool. Für wichtige Entscheide braucht es weiterhin persönliche Treffen. Heute stellen sich zum Beispiel folgende Fragen: Wie machen wir

«Leute, wir brauchen mehr Geld», sagt Melina, «sonst müssen wir das ganze Material selbst bezahlen.»

den Streiktag prüfungsfrei? Wie gestaltet ich einen Facebook-Post, damit er auch gelesen wird? Oder eben: Wie kommen wir zu Geld?

Melina, 21, moderiert, fasst zusammen, fragt nach. Sie ist seit dem Anfang dabei, heute leitet sie die Sitzung. Im Moment ist der Streik ihre Hauptbeschäftigung, das Biologie-Studium liegt bis auf Weiteres auf Eis. Irgendwo musste sie Abstriche machen, wird Melina nach der Sitzung sagen, denn neben Studium und Politik arbeitet sie zu siebzig Prozent, an der Migros-Kasse und als Hilfsassistentin an der Uni. Ihr politisches Engagement bezeichnet sie als «absolute Notwendigkeit», das Geld aus der Lohnarbeit braucht sie zum Leben – also musste das Studium weichen.

Dabei ist es gar nicht so lange her, dass Melina in die Politik einstieg. Eine Freundin begann letzten Sommer, Melina an feministische Anlässe mitzunehmen. Und seither, sagt Melina, sauge

sie alles auf wie ein Schwamm. Bei ihr zuhause stapeln sich feministische Magazine, Flugblätter, Broschüren und manchmal schläft sie kaum noch, weil sie nach all der Action Mühe hat, herunterzukommen. Wenn ihr die Politik über den Kopf wächst, verbringt Melina einige Tage bei ihren Eltern auf dem Land. Und bringt auch das nichts, dann sagt sie zu sich selbst: Das ist eine intensivere Phase. Und diese Phase tut verdammt gut. Sie mit anderen Frauen* auszutauschen und zu solidarisieren, zu

merken, dass sie nicht alleine ist: Das sind die Dinge, die Melina motivieren.

Wahrscheinlich ist Melina nicht die einzige hier im Raum, die vom Streik beinahe um den Schlaf gebracht wird. Manch eine Teilnehmerin* wirkt müde, später erklärt mir eine, dass sie ein Care-Team für sich und ihre Mitstreiter*innen aufbauen will, denn die Mehrfachbelastung von Politik, Studium, Erwerbs- und manchmal auch Familienarbeit bringe manch eine an ihre Belastungsgrenze. Tatsächlich scheint in aktivistischen Kontexten die Burnout-Gefahr erhöht zu sein. Unter dem Schlagwort «Feminist Burnout» finden sich im Internet jedenfalls zahlreiche Selbsthilfe-Foren und Blogeinträge. Es heisst, nach dem Frauen*streik in Spanien vor zwei Jahren hätten sich reihenweise Aktivistinnen aus Erschöpfung krankgemeldet. Weshalb machen die Frauen* an der Uni trotzdem weiter? Woher nehmen sie ihre Energie? Und was bewirkt ihre Arbeit?

Zähe Strukturen

Mit diesen Fragen beschäftigen sich auch die Historikerin Francesca Falk und die Juristin Manuela Hugentobler. Gemeinsam mit einer Gruppe von Wissenschaftler*innen haben sie ein nationales Streikmanifest geschrieben. Beim Treffen mit der *bärmer studizytig* an der UniS feilen sie an den letzten Formulierungen. Sie sagen: Geht es um Gleichstellung, sei die Hochschule eine Nachzüglerin. In Führungspositionen sind Frauen* an der Uni massiv untervertreten, der Kanon ist männlich dominiert, die steilen Hierarchien und prekären Anstellungsbedingungen begünstigen Machtmissbrauch, zum Beispiel in Form von sexueller Belästigung. «Die Strukturen erweisen sich als zäh», sagt Historikerin Falk.

Das ist bezeichnend, denn es ist nicht das erste Mal, dass Frauen* an Hochschulen für mehr Gerechtigkeit streiken: Bereits am letzten Frauen*streik im Jahr 1991 beteiligten sich die weiblichen* Hochschulangehörigen zahlreich, in Zürich besetzten sie ein Zimmer der Dozierenden, verteilten Flugblätter, trugen Transparente, organisierten feministische Lehrveranstaltungen. Der Streik hatte zwar wichtige Langzeiteffekte, zum Beispiel die Gründung von Gleichstellungsbüros, die Finanzierung von Mentoringprogrammen

oder die Publikation von Leitfäden für geschlechtergerechte Sprache. Trotzdem: Die zentralen Anliegen und Forderungen waren damals dieselben wie heute. «Ich stelle in meinem beruflichen Umfeld schon eine Dringlichkeit fest, was feministische Anliegen angeht», sagt Juristin Hu-

Es heisst, nach dem Frauen*streik in Spanien hätten sich reihenweise Aktivistinnen aus Erschöpfung krankgemeldet.

gentobler. Gerade bei den Anstellungsbedingungen brauche es ein grundsätzliches Umdenken, weg von eng geschnittenen Karrierenormen und den damit verbundenen Mobilitäts- und Flexibilitätserfordernissen, welche sich nur schlecht mit ausserberuflichen Aktivitäten wie Familienarbeit vereinbaren lassen. Sie argumentiert: Solange in unserer Gesellschaft

Familienarbeit mehrheitlich Frauen* zugeordnet werde, seien familienfeindliche Strukturen gleichzeitig auch frauen*feindliche Strukturen. «Es ist höchste Zeit, dass solche Erkenntnisse, die im Übrigen an der Uni selbst generiert wurden, selbstkritisch auf die eigene Institution angewandt werden.» Wie eine selbstkritische Wendung des Blicks an der Hochschule aussehen kann, machte Hugentobler gleich selbst vor. Gemeinsam mit achtzig Angehörigen der juristischen Fakultät unterzeichnete sie einen Brief an das Dekanat, um am 14. Juni einen prüfungsfreien Tag zu erwirken. Es sei schon etwas «gfüchtig», sich am eigenen Arbeitsplatz politisch zu engagieren, sagt Hugentobler. «Das muss sich erst wieder normalisieren. Schliesslich ist die Universität darauf angewiesen, dass Mitarbeiterinnen und Studentinnen sie mitgestalten. Auch deshalb ist der Streik wichtig.»

Auch Bibliotheksangestellte sind dabei

Etwas gfüchtig findet auch die Bibliothekarin Fabienne Biedermann ihr eigenes Engagement. Auf die Gesprächsanfrage reagiert sie zögerlich, schliesslich kommt sie doch zum vereinbarten Treffen auf der Grossen Schanze. Seit einigen Wochen versucht Biedermann mit ein paar Mitstreiterinnen die Biblio-

Es hat gerade genug Stühle für alle: Sitzung der Frauen*streik-Studentinnen. bild: florian spring



thekeangestellten an der Universität Bern für den Streik zu organisieren, gerade fand ein erstes grösseres Treffen statt. Als Bibliothekarin arbeitet Biedermann in einem so genannt feminisierten Beruf: Die Mehrheit der Angestellten ist weiblich*, die gesellschaftliche Anerkennung könnte höher sein. Einen männlichen Geniekult, wie am Arbeitsplatz von Falk und Hugentobler, gibt es bei den Mitarbeitenden der Bibliothek nicht. Biedermann sagt: «In vielen Köpfen herrscht ein stereotypes Bild der Bibliothekarin* als strenge Frau* mit Brille, die bloss damit beschäftigt ist, die Besucher*innen zurechtzuweisen, wenn sie ein Sandwich essen.» Tatsächlich sei Bibliotheksarbeit heute sehr vielfältig und umfasse nebst der Ausleihe auch Schulungen oder Forschungsunterstützung.

Ein geschlossener Streik der weiblichen* Angestellten würde wichtige Teile des Bibliotheksbetriebs lahmlegen.

Trotzdem gelte die Universitätsbibliothek bei den meisten Angestellten als gute Arbeitgeberin. Als Kantonsangestellte verfügen sie über gute Arbeitnehmer*innenrechte wie Lohntransparenz oder Kündigungsschutz. Biedermann erklärt, dass es falsch wäre, einen ganztägigen Streik zu organisieren. «Wir sind allgemein stolz darauf, wenn der Betrieb zuverlässig funktioniert.» Während die Wissenschaftler*innen Hugentobler und Falk mit der mangelnden Sichtbarkeit ihres Streiks zu kämpfen haben und deshalb ein nationales Manifest lancierten, ringt Biedermann damit, dass ein geschlossener Streik der weiblichen* Angestellten wichtige Teile ihres Betriebs lahmlegen würde. Die Bibliothekarinnen möchten deshalb am Streiktag zumindest bis zur Nachmittagsdemonstration weiterarbeiten, das Ziel ist aber, dass ab 15 Uhr die männli-



Haben ein nationales Streikmanifest geschrieben: Die Historikerin Francesca Falk und die Juristin Manuela Hugentobler. bild: florian spring

chen Angestellten übernehmen. Zudem sind im Streikmonat in mehreren Bibliotheken Ausstellungen zu feministischen Themen geplant.

Zurück bei den Studentinnen* auf dem Unitobler-Areal. Hier ist es mittlerweile dunkel geworden, die Sitzung ist durch. Und auch das mehrheitlich weibliche* Reinigungspersonal, das hier jeden Abend putzt, ist fertig mit seiner Arbeit. Gelöst strömen die Sitzungsteilnehmerinnen nach draussen, verabschieden und zerstreuen sich. Einige ziehen weiter an die Mittelstrasse, trinken vor dem Sattler ein Bier. Hier wird nachgeholt, was an den Organisationssitzungen ob all der Arbeit

zeitweise zu kurz kommt: Ausschweifende Gespräche, inhaltliche Diskussion, Erfahrungsaustausch. «Es ist so schockierend, dass wir nach 1991 noch einmal einen Frauen*streik machen müssen», sagt eine Studentin* am Ende der Diskussion. «Aber anders funktioniert es nicht. Die Dinge müssen sich jetzt ändern. Die Zeit des Wartens ist vorbei.» **text: nils wyssmann; bild: vithyaah subramaniam**

Das nationale Streikmanifest kann bis zum 14. Juni unter www.feminist-academic-manifesto.org unterschrieben werden.

Das Engagement der SUB

Die SUB engagiert sich unabhängig von den porträtierten Frauen*streik-Gruppen für den Frauen*streik an der Uni Bern. Seit dem internationalen Frauen*kampftag im März ist die Website frauenstreik.sub.unibe.ch online. Dort sind zehn Forderungen und Hintergrundinformationen zum Frauen*streik zu finden, ebenfalls gibt es die Möglichkeit, anonym über Erfahrungen mit Sexismus oder sexueller Belästigung zu berichten. Die SUB organisiert wöchentlich eine Aktion zu einer ihrer Forderungen. Die Aktionen sind entweder auf dem Uni-Areal oder auf Social Media sichtbar. Weiter setzt sich die SUB für einen prüfungsfreien 14. Juni ein. Nach einem Gespräch mit der Erziehungsdirektorin Christine Häsler und einem Brief an die Dekan*innen der Uni Bern wurde ein Musterbrief für Studierende erstellt, welche am 14. Juni eine Prüfung oder eine Pflichtveranstaltung haben. Einige Fakultäten und Institute haben den 14. Juni nun als prüfungsfrei erklärt. Am Frauen*streiktag organisiert die SUB eine Veranstaltung auf der Grossen Schanze mit Reden, Poetry Slam, Performances und Musik. Weitere Infos zum Programm finden sich demnächst auf frauenstreik.sub.unibe.ch

«Hier sind mehr Frauen*, verdammt!»

Nach der Frauen*streik-Sitzung zog eine kleine Gruppe Studentinnen* weiter auf ein Bier im Sattler und unterhielt sich lebhaft über Geschlechterdiskriminierung im Studium. Wir sassen dabei und haben mitgeschrieben.

Valentina: Viele Studierende haben das Gefühl, an der Uni sei die Gleichstellung der Geschlechter erreicht. Wer genauer hinschaut, merkt: Das stimmt überhaupt nicht. Mit dem Frauen*streik will ich meinen Mitstudierenden zeigen: Hey, ihr könnt was verändern. Auch in eurem Studium.

Melina: So ist es auch bei mir im Bio. Viele sagen: «Wir sind mehr als 50% Frauen*, dann ist doch alles easy.» Ich frage sie: «Wie viele Frauen* stehen vorne und dozieren? Wie viele Texte von Frauen* lesen wir?» Und dann der ganze Alltagssexismus. Ich möchte so gerne, dass die Leute sagen: Wir haben ein Problem an der Uni und es ist nicht okay, so wie es läuft. Aber das ist nicht der Fall. Niemand spricht geschlechtergerecht. Es wird auch bei schriftlichen Arbeiten nicht erwartet. In anderen Fächern ist das anders. Das muss überall ein Beurteilungskriterium sein!

Jelena: Mein Engagement für den Frauen*streik hat bei mir so viel ausgelöst, gerade in Bezug auf die Uni. Bei mir in der Politikwissenschaft gibt es nur einen Dozenten, der Wert auf Gleichstellungsfragen legt. Er spricht geschlechtergerecht. Und er sagt: Anwesenheitslisten diskriminieren Frauen*, die Kinder hüten

müssen. Ich habe ihm erst vor Kurzem ein Merci-Mail geschrieben dafür, dass er sich als einziger Dozent diese Mühe macht. Ein ganz anderes Beispiel: Ich hielt einen Vortrag über den Ständerat. Dort sind grossmehheitlich weisse Männer* drin. Überhaupt nicht repräsentativ. Und dann sagte ich halt in der Einleitung des Referats: Das kann's doch einfach nicht sein, ich fühle mich null repräsentiert von dieser Kammer. Und der Dozent und etwa die Hälfte im Seminar so: «Oh Mann, d Jelena wider».

«Wir haben ein Problem an der Uni und es ist nicht okay, so wie es läuft.»

Valentina: Gerade wenn es um Vereinbarkeit geht. Da müssen die Dozierenden sensibilisiert werden. Beispiel Anwesenheitspflichten: Ich war auf einem Treffen mit den Dekanatsleiter*innen und sprach die zwei Absenzen an, welche pro Semester maximal erlaubt sind. Es hat sich herausgestellt, dass dies Ermessenssache der Dozierenden ist – und keine Pflicht. Ausserdem heisst es immer, Gleichstellung brauche Zeit. Dabei hatten wir schon in den 1980er Jahren 30% Frauen* bei den Studis. Vierzig Jahre später haben wir immer noch bloss 20% weibliche* Profes-

sor*innen. In der Unileitung sitzt seit vielen Jahren bloss eine Frau* in wechselnder Besetzung. Das wahre Problem ist nicht die Zeit, sondern die Tatsachen, dass Männer nachziehen und die Uni-Strukturen familienunfreundlich sind. Chancengleichheit sieht anders aus. Viele finden, Quoten seien eine extreme Forderung. Ich finde eher: Es ist ein extremer Missstand, dass wir heute noch über Quoten sprechen müssen. Niemand ist Fan von Quoten. Aber kurzfristig ist es wohl die einzige Lö-

sung. Die Fragen, wer in der Unileitung sitzt oder einen Lehrstuhl innehat, betreffen uns alle.

Melina: Die Uni ist eine superhierarchische Institution. Solange sich dies nicht ändert, müssen wenigstens die Machtpositionen gerecht verteilt werden. Dazu braucht es keine unverbindlichen Empfehlungen, es braucht zwingende Vorschriften.

Valentina: In einem hierarchischen Gebilde wie der Uni ist eine ge-



Sie bereiten den Streik seit Monaten vor: Frauen*streik-Aktivistinnen*, hier an der 1. Mai-Kundgebung in Bern. bild: vithyaah subramaniam

rechte Verteilung der Macht zwischen den Geschlechtern zentral. An der Uni sind die Abhängigkeiten so gross. Stell dir vor, du doktorierst in einem bestimmten Bereich und es gibt genau einen Spezialisten, der dich betreuen kann. Da kannst du nicht einfach mal rebellieren, wenn dir Unrecht geschieht. Der Spezialist könnte sich vieles erlauben. Und du überlegst es dir zweimal: Soll ich wirklich ein paar sexistische Sprüche oder Berührungen melden? Oder ist mir meine Karriere wichtiger?

Sarah: Ich hatte Rechtsphilosophie im Grundlagenfach. Eine Kommilitonin fragte den Dozenten: Wo sind hier eigentlich die Philosophinnen* bei den Texten? Und der Dozent antwortete: In diesem Zeitalter hatten die Frauen* nichts zu sagen. Die kommen dann im 20. Jahrhundert. Ich schöpfte Hoffnung, leider vergebens. Bei den modernen Texten wird Habermas hoch- und runtergebetet.

Melina: Der Kanon ist nicht in Stein gemeisselt. Männliche Autoren sind Klassiker, weil Männer die Klassiker vorgeben.

Jelena: Kennt ihr die ganze Geschichte von Einstein und seiner Frau? Sie haben die Relativitätstheorie gemeinsam entwickelt. Das ist den meisten unbekannt.

Sarah: Was? Wirklich?

Jelena: Ja. Und dann hat er seine Frau ins Exil geschickt. Anyway. Solche Sachen: Das wäre praktisch zu wissen.

Valentina: Die Sache mit Einstein kommt an der Uni Bern bestimmt nicht so gut an.

Jelena: Wir brauchen mehr Platz für Reflexion. Bei mir im Studium heisst es häufig: Das musst du wissen, dann ist die Prüfung und dort musst du es rausspucken.

Sarah: Ich habe mir nach meinem Studium der sozialen Arbeit gesagt: Ich studiere Jus, damit ich Dinge kritisch reflektieren kann. Aber keine Chance. Du lernst, wie du gewisse Strafrechtsschemen durchgehst. Aber sich mal kritisch zum

«Soll ich wirklich ein paar sexistische Sprüche oder Berührungen melden? Oder ist mir meine Karriere wichtiger?»

Beispiel mit der Rechtsprechung zu sexualisierter Gewalt befassen? Das wird kaum thematisiert. Wenn du nicht einmal im Jus-Studium über deine Rechte aufgeklärt wirst, wo dann? Und ja: Sexismus ist auch bei mir im Studium nach wie vor salonfähig. Du musst dich nach wie vor rechtfertigen, wenn du nicht über sexistische Sprüche lachst. Ich finde das nicht lustig. Und ich finde es auch nicht lustig, wenn ein Dozent immerzu sagt: Wenn Sie mal Anwalt sind, wenn Sie mal Jurist sind. Dann denke ich: Hey, schau doch mal in diesen

sub-seiten

«Als Woman of Color musst du dich immer erklären: Warum bist du so wie du bist?»

Vorlesungssaal, verdammt. Hier sind mehr Frauen* als Männer.

Valentina: Der Streik ist nicht nur für Hetero-Cis-Frauen, er ist auch für inter, trans und nicht-binäre Personen. Da besteht an der Uni grossen Handlungsbedarf. Ich meine: Mein Gott, jetzt kannst du endlich noch während der Transitionphase im Uni-System den Namen und den Geschlechtereintrag anpassen – zu männlich oder weiblich – damit du nicht fremdgeoutet wirst. Dafür haben wir hart gekämpft. Ich besuche viele Seminare zu Sexualität oder Beziehungen. Die Studien, die wir behandelnd, sind sehr häufig heteronormativ. Bei mir im Psychologiestudium werden queere Geschlechtsidentitäten nach wie vor pathologisiert, sie nennen das Gender-Dysphorie, es gilt als psychische Störung. Der Raum, um dies zu hinterfragen, müsste von den Dozierenden eröffnet werden. Wenn sie es nicht machen, wird es verdammt schwierig.

Sarah: Ich habe schon früh gespürt, dass es bezüglich Gleichstellung noch so viel zu tun gibt. Ich wuchs im Wallis auf. Das war sehr bereichernd, aber nicht immer einfach. Als Woman of Color aus einer «binationalen» Ehe musst du dich immer erklären: Warum bist du so wie du bist? Dass ich solche Fragen immer zu hören kriege, sagt so viel über unser Land aus. Das muss sich ändern.

Valentina: Für Veränderung brauchen wir mehr starke, weibliche* Vorbilder, die nicht sexualisiert sind – oder mehr Sichtbarkeit für diese Frauen*!

Jelena: Ich hatte nicht viele Vorbilder, aber sie waren so wichtig für mich. Als ich zehn Jahre alt war, hab ich mir alleine einen vierstündigen Jeanne d'Arc Film angeschaut. Das hat mich umgehauen. Ich dachte: Hey, ich will auch ein Heer

führen. Filme sind wichtig für die Politisierung. Und Social Media. Ich bearbeite jetzt schon meine kleinen Schwestern, damit sie gute Feministinnen werden. Kürzlich kam meine elfjährige Schwester nach Hause und erzählte mir, dass die Buben gemein zu ihr waren und ihr gesagt haben, ihre Shorts seien zu kurz. Und ich so: Was? Das lässt du dir nicht sagen. Als ich klein war, musste ich mir in einer solchen Situation selbst helfen.

Sarah: Meine Mutter arbeitete, mein Vater blieb zu Hause. Es gab damals keine Arbeit für ihn, seine Diplome wurden von der Schweiz nicht anerkannt. Das war 1993. Es gab damals nur das Mutter-Kind-Turnen. Mein Vater kam immer mit. Und ich musste das als Kind rechtfertigen. Die anderen Kinder fragten: Hast du kein Mami? **text: wy**



u^b

^b
UNIVERSITÄT
BERN

Über 50 Produkte
shop.unibe.ch

